This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

S. 47. b. 17.

Um Szepter und Kronen.

Erſter Band.

Am Szepter und Kronen.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Vierte Auflage.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1873.

Das Recht der Ueberſetzung dieſes Romans in fremde Sprachen wird vorbehalten. Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Erstes Kapitel.

Es war um die neunte Abendstunde eines dunklen Aprilabends des Jahres 1866. Eine berliner Droschke fuhr in dem, diesen Kommunikationsmitteln eigenthümlichen Trab die Wilhelmsstraße herauf und hielt vor dem breiten durch zwei Gaslampen hell erleuchteten Thor des Hauses Nr. 76, des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Das Erdgeschoß dieses langgedehnten zweistöckigen Hauses war hell erleuchtet und man sah, wenn man scharf durch die grünen Vorsätze der Fenster blickte, in mehrere Bureauzimmer hinein, welche trotz der vorgerückten Abendstunde von eifrig arbeitenden Beamten erfüllt waren. Die Fenster des ersten Stocks zeigten theilweise eine matte Erleuchtung.

Aus der Droschke, welche vor diesem Hause hielt, stieg ein Mann von Mittelgröße, in dunklem Paletot und schwarzem Hut, näherte sich der Gaslampe, um in seinem Portemonnaie die zur Bezahlung der Droschke nöthige Münze zu finden, und läutete, nachdem er seine

Rechnung mit dem numerirten Automedon ausgeglichen, stark an der neben dem Thor befindlichen Glocke. Fast unmittelbar darauf öffnete sich dieß Thor und der Einlaßbegehrende trat in eine breite Einfahrt, an deren Ende sich zwischen zwei mächtigen ruhenden Löwen die Aufgangstreppe in das Innere des Hauses befindet. An der Seite der Einfahrt über Manneshöhe öffnete sich ein in die Portierloge führendes Fenster und an demselben erschien der Kopf des Portiers mit der eigenthümlichen gleichgültigen Miene, welche den Thürstehern großer Häuser überall eigen ist.

Der Portier blickte den Eintretenden durch das halbgeöffnete Fenster fragend an.

Dieser erhob jedoch nur flüchtig das Gesicht gegen das Fenster und schritt mit ruhigem, gleichmäßigen Schritt der Aufgangstreppe zu.

In dem hellen Licht, das bei dieser Bewegung des Eingetretenen auf dessen Antlitz fiel, sah man die Züge eines Mannes von etwa 60 Jahren, von gesunder, ein wenig gelblicher Gesichtsfarbe. Das scharfe, lebhafte dunkle Auge funkelte stechend und durchdringend, aber zugleich ruhig, wohlwollend und freundlich durch die Gläser einer feinen goldenen Brille. Eine scharfgeschnittene, feine Nase neigte sich in leichter Krümmung zu dem schmalen, festgeschlossenen, bartlosen

Munde herab, unter welchem ein energisch gewölbtes Kinn dieses eigenthümliche Gesicht abschloß, das man schwer wieder vergessen mochte, wenn man es einmal gesehen.

Kaum hatte der Blick jenes Auges unter dem goldenen Brillenreif hervor einen seiner blitzenden Strahlen nach dem Fenster der Portierloge geschossen, als der Kopf des Portiers wie durch einen Zauberschlag seine Physiognomie veränderte.

Der gleichgültige, vornehm herablassende Ausdruck verschwand urplötzlich, das Gesicht legte sich so zu sagen in dienstliche Falten und der Inhaber dieses Kopfes eilte an die nach der Aufgangstreppe führende Thüre seiner Loge, wo er in straffer Haltung, die den altgedienten Militär erkennen ließ, dem Eingetretenen gegenüber stehen blieb, welcher inzwischen die bis zum Vestibule des Erdgeschosses führenden Stufen der großen Treppe hinaufgestiegen war.

„Der Herr Ministerpräsident zu Hause?“ fragte der Eintretende leicht und mit jener einfachen vornehmen Freundlichkeit, welche, gleich fern von der Höflichkeit des Bittstellers und der gezwungenen Nonchalance des Parvenüs, den Mann charakterisirt, der gewohnt ist, auf den Höhen des Lebens sich in sicherer Natürlichkeit zu bewegen.

„Zu Befehl, Excellenz," erwiederte der Portier im Tone dienstlicher Meldung. „Soeben ist der französische Botschafter fortgegangen und es ist Niemand mehr da. Der Herr Ministerpräsident werden allein sein."

„Nun und wie geht es bei Ihnen? Noch immer rüstig und tüchtig zum Dienst?" fragte der Eingetretene freundlich.

„Danke unterthänigst für Eurer Excellenz gnädige Nachfrage, es geht ja noch immer, freilich etwas schwächer wird man schon, es ist nicht Jeder so fest wie Excellenz."

„Nun, nun, wir werden Alle älter und gehen dem Ende entgegen, halten Sie sich tapfer — Gott mit Ihnen" — mit diesen freundlich und herzlich gesprochenen Worten stieg der ernste Mann mit der goldenen Brille die breite Treppe zum ersten Stockwerk hinauf, während der alte Portier ihm ehrerbietig und erfreut nachblickte und sich dann in seine Loge zurückzog.

Der Eingetretene fand in dem oberen Vorzimmer den Kammerdiener des Herrn von Bismarck-Schönhausen und wurde von demselben sogleich durch den großen matterleuchteten Vorsaal in das Kabinet des Ministerpräsidenten eingeführt, dessen Thüre der Kammerdiener mit den an seinen Herrn als Meldung gerichteten Worten öffnete: „Excellenz von Manteuffel!"

Herr von Bismarck saß vor dem großen mit Akten und Papieren überdeckten und durch eine hohe Lampe mit dunkler Kuppel erleuchteten Schreibtisch in der Mitte des Zimmers. Auf der andern Seite dieses Tisches befand sich ein Fauteuil, in welchen der Minister die ihn besuchenden Personen niedersitzen zu lassen pflegte.

Bei der Meldung des Dieners erhob sich Herr von Bismarck und trat seinem Besuch entgegen, während Herr von Manteuffel mit einem einzigen Blick seines scharfen Auges das Zimmer umfaßte und dann mit einem fast unmerkbaren halb wehmüthigen Lächeln die dargebotene Hand des Ministerpräsidenten ergriff.

Es war ein charakteristisches Bild von tiefem Inhalt, diese beiden sich gegenüberstehenden Männer in dem Sekundenatome der Gegenwart berührten sich die Vergangenheit und die Zukunft, das alte und das neue Preußen.

Beide Männer fühlten selbst etwas von diesem Eindruck: sie standen einen Augenblick stumm einander gegenüber.

Wir haben Herrn von Manteuffel bereits bei seinem Eintritt in das Hotel des auswärtigen Amtes charakterisirt, es bleibt nur noch hinzuzufügen, daß der abgenommene Hut leicht graues und dünn gewordenes,

kurz geschnittenes Haar zeigte. Er stand ruhig da, die rechte Hand in der des Herrn von Bismarck, während er in den weichen weißen Fingern der linken den Hut hielt. Seine Züge hielten ihre stereotype Ruhe fest, der Mund war fast noch hermetischer geschlossen und eine abwehrende Zurückhaltung drückte dem ganzen ernst dastehenden Manne ihren Stempel auf.

Fast um eines Hauptes Länge über ihn hervorragend stand Herr von Bismarck vor ihm.

Seine mächtige Gestalt zeugte in ihrer Haltung dafür, daß er gewohnt war, die militärische Uniform zu tragen; sein kernig geformtes, stark markirtes Gesicht sprach in seinen tiefen Zügen von mächtigem, leidenschaftlichem innerem Leben, das graue, klare, durchdringende Auge richtete sich fest und gerade mit kaltem und kühnem Blick auf den Gegenstand, den es beobachten wollte, und unter der hohen und breiten, weit hinauf kahlen Stirn konnte man die in elementarischer Urkraft arbeitenden, durch eisernen Willen in logische Ordnung gezwungenen Gedanken errathen.

„Ich danke für Ihren freundlichen Besuch," begann Herr von Bismarck nach einigen Sekunden, — „Sie haben hierher kommen wollen, statt mich bei sich zu empfangen, wie ich gebeten hatte."

„Es ist besser so," erwiederte Herr von Manteuffel,

„in meinem Hotel hätte Ihr Besuch Aufsehen erregt, — auch ist man hier sicherer unbehorcht, und da ich vermuthe, daß ein ernster Gegenstand unsere Unterredung veranlaßt —“

„Ja, leider muß es eine ernste und außergewöhnliche Veranlassung sein, die mir die Freude verschafft, den bewährten Rath meines alten Chefs zu hören. Sie wissen, wie oft ich mich darnach sehne, und doch entziehen Sie sich stets jedem eingehenden Gedankenaustausch“ — sagte Herr von Bismarck mit leichtem Anflug schmerzlichen Vorwurfs.

„Wozu sollte ein solcher führen?“ entgegnete Herr von Manteuffel, in verbindlichem, aber kaltem Ton, — „selbst zu handeln und selbst zu verantworten ist mein Grundsatz gewesen, als ich an der Stelle stand, an der Sie jetzt stehen; fängt ein leitender Staatsmann erst an, Rath von rechts und links zu hören, so verliert er die Kraft, in fester Thatfreudigkeit auf dem Wege vorzuschreiten, den seine Vernunft und sein Gewissen ihm als den richtigen zeigen.“

„Nun wahrlich, meine Art ist es nicht, nach allen Seiten zu hören, und an Entschluß fehlt es mir nicht, meinen Weg zu gehen,“ rief Herr von Bismarck lebhaft, „und,“ setzte er mit leichtem Lächeln hinzu, „meine Freunde, die Herren Kammerredner, werfen mir ja

täglich vor, daß ich von ihrem guten Rath nicht genügend Gebrauch mache; darum aber werden Sie mir zugeben, daß es Augenblicke geben kann, in welchen auch der festeste Sinn sich danach sehnt, die Ansicht und den Rath eines Meisters zu hören, der auf solche Thaten zurückblickt, wie Sie, mein verehrter Freund!"

„Und ein solcher Augenblick ist jetzt gekommen?" fragte Herr von Manteuffel ruhig, indem er sein scharfes Auge einen Augenblick forschend auf Herrn von Bismarck's bewegtem Gesicht ruhen ließ, ohne daß das im Tone innerster Ueberzeugung ausgesprochene Kompliment den geringsten Eindruck auf seinen Zügen erkennen ließ.

„Wenn jemals, so ist jetzt der Augenblick gekommen, in welchem auch dem härtesten Sinne der Zweifel näher treten mag als sonst. Sie kennen die Lage Deutschlands und Europas und wissen, daß die gewaltige Krisis kommen muß, von der vielleicht Jahrhunderte der Zukunft abhängen werden," sagte Herr von Bismarck.

„Ich glaube, daß sie kommen wird — ob sie kommen mußte? — doch," fügte Herr von Manteuffel nach einer kurzen Pause hinzu, „unsere Unterredung wird Gegenstände der höchsten Wichtigkeit betreffen und Sie kennen meine tiefe Abneigung gegen unberufene Ein-

mischung in Dinge, die mich nicht angehen. Darf ich daher fragen: Weiß der König um diese Unterredung und ihren Gegenstand?"

„Seine Majestät weiß und wünscht, daß ich Sie um Ihren Rath bitte," erwiederte Herr von Bismarck.

„Dann ist es meine Pflicht, meine unmaßgebliche Meinung zu sagen, soweit ich dieselbe mir bilden kann," sagte Herr von Manteuffel ruhig, indem er sich auf den neben dem Schreibtisch stehenden Fauteuil niederließ, während Herr von Bismarck auf seinem Arbeitsstuhle Platz nahm. „Bevor ich mich jedoch über die Lage der Dinge aussprechen kann, muß ich wissen, welches Ihre Absichten sind, wo das Ziel Ihrer Politik liegt und durch welche Mittel Sie dasselbe zu erreichen hoffen. — Erlauben Sie," fuhr er fort, indem er mit einer leichten, artigen Handbewegung eine beabsichtigte Bemerkung des Herrn von Bismarck zurückwies, „daß ich nach meiner ganz privaten und fernstehenden Beobachtung meine Meinung über Ihre Absichten ausspreche, Sie werden mir offen sagen, ob ich Recht habe oder mich täusche."

Herr von Bismarck verneigte sich schweigend und richtete sein klares Auge mit dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit auf Herrn von Manteuffel.

„Sie wollen," fuhr dieser ruhig fort, „nach der

Ueberzeugung, die ich mir aus der Verfolgung der Ereignisse gebildet habe, die große deutsche Frage lösen, oder vielmehr beenden. Sie wollen Preußen an die Spitze der ökonomischen und militärischen Macht Deutschlands stellen und Denjenigen die Spitze des Schwertes zeigen, welche sich Ihnen entgegenstellen. Sie wollen mit einem Wort die lange chronische Krankheit, welche man die deutsche Frage nennt, zu einer akuten Krisis treiben und" — fügte er mit leichtem Lächeln hinzu — „durch das Arkanum von Blut und Eisen ein für allemal kuriren." —

„Das will ich," erwiederte Herr von Bismarck, ohne eine Bewegung zu machen und ohne den Ton zu erhöhen, aber seine Stimme vibrirte so eigenthümlich, daß der Klang dieser drei Worte wie ein Waffenklirren durch das Zimmer zog, während seinem unverändert auf Herrn von Manteuffel gerichteten Auge ein elektrisches Leuchten entströmte.

So erklang, als Laokoon's Lanze das Pferd von Troja berührte, aus seinem Innern heraus das leise Klirren der griechischen Waffen, der erste Ton jenes furchtbaren Akkords, vor welchem die Mauern von Pergamus zusammenstürzten und der von den Saiten der Leier Homer's wiederklingend seit zweitausend Jahren die Herzen der Menschengenerationen erbeben läßt.

„Sie werden sich auch darüber nicht täuschen," — fuhr Herr von Manteuffel fort, „daß Sie entschlossenem Widerstand gegenüberstehen, daß die Krisis da ist und daß Sie den Kampf aufnehmen müssen und zwar sehr bald, denn wenn mich nicht Alles täuscht, so drängt man auf der andern Seite ebenso zur Entscheidung."

„Ich weiß es," erwiederte Herr von Bismarck.

„Nun," fuhr Herr von Manteuffel fort, „so handelt es sich denn um die Mittel des Kampfes. Sie haben zunächst die preußische Armee — ein sehr wesentliches, sehr schwer in die Wagschale fallendes Mittel, dessen Bedeutung ich gewiß am wenigsten verkennen möchte, — Sie haben in dieser Armee Vorzüge, welche ich nicht verstehe, aber nach militärischem Urtheil sehr bedeutend sind: das Zündnadelgewehr, die Artillerie, den Generalstab. — Aber es kommen bei diesem Kampf noch andere Faktoren in Betracht; die Allianzen und die öffentliche Meinung. Die Allianzen scheinen mir sehr zweifelhaft. Frankreich? Sie müssen am besten wissen, wie Sie mit dem schweigsamen Manne stehen, — England wird den Erfolg abwarten — Rußland ist sicher. Die öffentliche Meinung —"

„Gibt es eine solche?" warf Herr von Bismarck ein.

Herr von Manteuffel lächelte fein und fuhr fort: „Die öffentliche Meinung unter gewöhnlichen Verhält-

nissen ist ein effektvolles Dekorationsstück, das seines lebhaften Eindrucks auf die corona des Publikums nicht verfehlt und bald Fiesco's wogendes Meer, bald die himmlische Lichtwolke in Egmont's Kerker darstellt — für die Maschinisten hinter den Coulissen, ist es eine Maschinerie, welche am rechten Faden zur rechten Zeit an rechter Stelle zu erscheinen hat, — ich glaube, wir kennen Beide die Coulissen und die Maschinerie. — Doch es gibt auch eine andere öffentliche Meinung, welche kommt und da ist wie der Wind, unfaßbar und unlenkbar wie er und furchtbar wie er, wenn er zum Sturme wird. — Der Kampf, welcher im Schooße der nächsten Zukunft liegt, ist ein Kampf von Deutschen gegen Deutsche, ein Bürgerkrieg, und in einem solchen Kampf verlangt die öffentliche Meinung ihr Recht, — sie ist ein mächtiger Alliirter und ein furchtbarer Feind, furchtbar am meisten dem Besiegten, dem sie schonungslos ihr vae victis entgegenruft. Die öffentliche Meinung aber ist gegen den Krieg, in Deutschland vielleicht noch weniger als in Preußen selbst, und gerade bei der Zusammensetzung der preußischen Armee ist das nicht gleichgültig."

Herr von Bismarck fuhr lebhaft auf: „Sollten Sie es für möglich halten, daß —"

„Die preußische Armee ihrer Pflicht vergäße und

zu marschiren sich weigerte?“ fiel Herr von Manteuffel ein. „Nein, niemals, gewiß nicht — es mögen vereinzelte Unregelmäßigkeiten in der Landwehr vorkommen; sie werden vereinzelt, höchst vereinzelt bleiben, die Armee wird ihre Pflicht thun, sie ist die Inkarnation des Pflichtbewußtseins — werden Sie aber leugnen wollen, daß es ein gewaltiger Unterschied ist, ob die Pflicht mit Freude und Begeisterung oder mit Widerwillen und Abneigung gethan wird?“

„Die Freude und Begeisterung kommt mit dem Erfolg,“ sagte Herr von Bismarck.

„Aber bis dahin?“

„Bis dahin muß eben die Pflichterfüllung aushalten und die Leitung ihre Schuldigkeit thun.“

„Gut,“ sagte Herr von Manteuffel, „ich zweifle nicht, daß das geschehen wird; ich wollte nur konstatiren, daß ein in solchem Kampfe mächtiger und bedeutungsvoller Faktor nicht für, sondern gegen Sie ist.“

„Ich gebe Ihnen Recht für den Augenblick,“ entgegnete Herr von Bismarck nach einer sekundenlangen Pause, „heute ist jene öffentliche Meinung gegen mich, die Sie so treffend mit dem Wehen des Windes verglichen, — allein sie wechselt auch eben so leicht wie jener. — Und doch kann ich Ihnen nicht ganz Recht geben. Freilich wohl, diese oberflächlich gebildete Welt,

der seichte Liberalismus des Parkets und der Bierstuben spricht von jenem Deutschland, das in ihren Köpfen ein blauer Begriff ist, spricht von Bürger- und Bruderkrieg gegen Oesterreich — aber, glauben Sie mir, im preußischen Volke steckt das nicht, der Geist des preußischen Volkes geht aus der Armee hervor und durch die Armee klingt der hohenfriedberger Marsch — das Volk sieht den Staat Maria Theresia's als den Feind an des preußischen Geistes, den der alte Fritz der Monarchie eingehaucht. — Und jene Redner und Phraseologen? O, sie und ihre öffentliche Meinung fürchte ich nicht, sie werden wie die Wetterfahne vor dem Winde sich zum Erfolg wenden."

„Auch ich gebe Ihnen theilweise, nur nicht ganz Recht," sagte Herr von Manteuffel — „aber der Erfolg?" Ist er sicher? Ist er vorbereitet? Wir haben zwei Faktoren berührt, kommen wir zum dritten, vielleicht zum wichtigsten — den Bündnissen. — Wie stehen Sie mit Frankreich, mit Napoleon III.?"

Bei dieser direkten und scharf accentuirten Frage, welche fast eben so sehr mit dem stahlscharfen Blicke als mit dem Laut der Worte gestellt wurde, zuckten Herrn von Bismarck's Lippen eine Sekunde fast unmerklich und es schien etwas wie Unsicherheit, Zweifel oder Mißtrauen oder eine Mischung von alledem zusammen über den Spiegel seines Auges zu gleiten — dieß Alles

verschwand aber eben so schnell und er antwortete ruhig und mit derselben metallischen Stimme wie vorher:

„Gut, — so gut als man mit dieser räthselvollen Sphinx stehen kann."

„Haben Sie Zusagen, Verträge — oder weit besser als das — haben Sie ein persönliches Wort Napoleon's?" fragte Herr von Manteuffel.

„Sie inquiriren scharf," antwortete Herr von Bismarck, „— doch — ich stehe ja vor meinem Meister; — so hören Sie denn, was in jener Richtung geschehen ist und wie die Frage dort steht.

„Schon vor zwei Jahren — im November 1864, sprach ich mit dem Kaiser bei Gelegenheit der dänischen Frage — er wünschte lebhaft die Restitution der nordschleswig'schen Distrikte an Dänemark — über die schlimme und bedenkliche Lage der preußischen Monarchie, welche in zwei getheilte Hälften gespalten ist; ich wies ihn darauf hin, wie falsch die Errichtung eines neuen Kleinstaates im Norden wäre und wie viel besser es für Dänemark sein würde, einen großen und mächtigen Staat zum Nachbar zu haben, als an seinen Grenzen den kleinen Hof eines Fürsten, der auf die dänische Krone Ansprüche macht. Der Kaiser hörte Alles an, schien mit einigen Worten meine Ansicht über die Nothwendigkeit einer bessern Begrenzung Preußens

zu billigen, war jedoch wie gewöhnlich nicht dazu zu bringen, sich klar und bestimmt zu äußern; doch war es wohl bemerkbar, daß seine Verstimmung gegen Oesterreich bedeutend sei und daß er den wiener Hof einer großen Unzuverlässigkeit anzuklagen habe."

„Und haben Sie ihm die Distrikte von Nordschleswig versprochen, wenn er Ihren Ideen zustimmte?" fragte Herr von Manteuffel.

„Er mag es glauben" — erwiederte Herr von Bismarck mit leichtem Lächeln — „indeß da er sich auf Zuhören und Kopfnicken beschränkte, so hielt ich es nicht für nöthig, bei meinen Bemerkungen aus einer allgemein objektiven Haltung herauszugehen."

Herr von Manteuffel neigte schweigend den Kopf und Herr von Bismarck fuhr fort:

„Bei Gelegenheit des Vertrages von Gastein fanden einige Erörterungen statt, ohne daß es mir gelang, positivere Erklärungen zu bekommen, und ich ging im November 1865 nach Biarritz, aber auch dort war es unmöglich, den schweigsamen Mann aus seiner absoluten Reserve zu bringen. Ich wußte, daß damals sehr ernstlich mit Oesterreich negoziirt wurde, um einen Abschluß der italienischen Frage zu erreichen, vielleicht lag daran der Grund der kalten Zurückhaltung gegen mich, vielleicht auch — Sie kennen den Grafen Goltz?"

„Ich kenne ihn," sagte Herr von Manteuffel mit feinem Lächeln.

„Sie werden also auch wissen, daß man damals in gewissen Kreisen das Gerücht zirkuliren ließ, Graf Goltz werde mich ersetzen — was damals in Paris vorging, war mir nicht klar; indeß es ging Etwas vor oder vielmehr es ging nicht wie ich wollte und wie es sollte. Ich handelte selbst. Auf der Rückkehr von Biarritz sprach ich den Prinzen Napoleon."

„Ernstlich?" fragte Herr von Manteuffel.

„Ganz ernstlich," erwiederte Herr von Bismarck, indem ein leichtes Lächeln über seine Lippen spielte, „und ich sah, daß Italien der Punkt war, an welchem die kaiserliche Politik gefaßt werden mußte. Der gute Prinz Napoleon wurde Feuer und Flamme, ich ließ in Florenz agiren und binnen Kurzem gestalteten sich feste Negoziationen, deren Resultat ich Ihnen heute vorlegen kann."

Herr von Manteuffel drückte durch eine Bewegung seine große Gespanntheit auf diese Mittheilung aus.

Herr von Bismarck blätterte leicht in einem kleinen Fascikel von Papieren, die im Bereich seiner Hand auf dem Schreibtisch lagen, und fuhr fort:

„Hier ist der Vertrag mit Italien, den der General Govone verhandelte und der uns den Angriff

gegen Oesterreich von Süden her mit aller italienischen Land- und Seemacht sichert." —

„Und Frankreich?" fragte Herr von Manteuffel.

„Der Kaiser gesteht zu," erwiederte Herr von Bismarck, „die Erwerbung von Holstein und Schleswig ohne die nordschleswig'schen Distrikte, er erkennt die Nothwendigkeit an, die beiden Hälften der preußischen Monarchie zu verbinden, wozu Theile von Hannover und Kurhessen erworben werden müssen, und wird sich nicht dem preußischen Kommando über das 10. Bundesarmeekorps widersetzen."

„Und was verlangt er?" fragte Herr von Manteuffel.

„Venetien für Italien."

„Und für sich, für Frankreich?"

„Für sich" — erwiederte Herr von Bismarck — „Nichts."

„Nichts?" sagte Herr von Manteuffel — „Nichts? Sollten Sie nicht Vermuthungen über seine vielleicht nicht ausgesprochenen Gedanken haben? So viel ich mich erinnere, hatte er auch nichts verlangt, als er nach dem italienischen Krieg Savoyen und Nizza nahm." —

„Was seine Gedanken betrifft," sagte Herr von Bismarck, „so glaube ich vermuthen zu dürfen, daß ihm die Erwerbung von Luxemburg höchst wünschenswerth

ist und daß vielleicht in weiterer Perspektive ein näherer Anschluß Belgiens an Frankreich eine Rolle in seinen Kombinationen spielt. Sie wissen, daß etwas orleanistische Luft in Brüssel weht."

„Und was hat Napoleon über Ihre Stellung zu diesen seinen Gedanken Grund zu glauben?" fragte Herr von Manteuffel weiter.

„Was er will," warf Herr von Bismarck ziemlich leicht hin. „Wenn er nichts verlangt, habe ich doch keinen Grund, ihm etwas zu versprechen, und seine Wünsche — nun, — diese als thöricht und unerfüllbar zu bezeichnen, ist gewiß nicht meine Aufgabe."

„Ich verstehe," nickte Herr von Manteuffel.

„Hannover soll für die Abtretung seiner Gebietstheile in Lauenburg und Holstein entschädigt werden," fügte Herr von Bismarck hinzu.

„Hat das der Kaiser Napoleon verlangt?" fragte Herr von Manteuffel etwas verwundert.

„Durchaus nicht," — erwiederte Herr von Bismarck. „Nach der Tradition seiner Familie liebt er die Welfen nicht und, Sie sehen es, die Basis des ganzen Arrangements ist ja die preußische Suprematie in Norddeutschland; was also dort geschieht, ist ihm gleichgültig — nein, unser allergnädigster Herr legt den größten Werth darauf, daß Hannover in dem bevorstehenden

Kampfe auf unserer Seite steht und daß die alten Familienbande, welche zwischen den beiden Häusern bestehen, in der Zukunft erhalten bleiben."

„Und Sie selbst," forschte Herr von Manteuffel, „wie denken Sie über die hannöverische Frage?"

„Stelle ich mich auf den rein objektiv politischen Standpunkt" — entgegnete Herr von Bismarck mit Offenheit — „so muß ich wünschen, daß Hannover gar nicht existirte, und muß bedauern, daß es unserer Diplomatie auf dem wiener Kongreß nicht gelungen ist, das englische Haus zur Abtretung dieser Sekundogenitur zu bringen — was vielleicht hätte gelingen können. Hannover ist ein Nagel in unserem Fleisch und selbst bei der besten Gesinnung lähmt es uns gewaltig. Herrscht aber dort, wie seit langer Zeit, böser Wille, so wird es uns geradezu gefährlich. — Wäre ich so sehr Macchiavellist, wie man es mir zuweilen vorwirft, so müßte ich mein ganzes Augenmerk darauf richten, Hannover zu erwerben. Und vielleicht wäre das so schwer nicht, als es scheint" — fuhr Herr von Bismarck, wie unwillkürlich einer in seinem Geiste auftauchenden Gedankenreihe folgend, fort — „weder die englische Nation noch das königliche Haus dort möchte sich viel darum kümmern und — doch wie Sie wissen, unser allergnädigster Herr ist sehr konservativ und hat eine tiefe Pie-

tät für die hannöverisch-preußischen Traditionen, welche durch Sophie Charlotte und die Königin Louise verkörpert werden — und ich — nun, ich bin nicht minder konservativ und mir sind jene Traditionen nicht minder heilig, und ich gehe von Herzen und mit Ueberzeugung auf die Ideen des Königs ein, die Zukunft jenen Traditionen gemäß zu gestalten und die dauernde Existenz Hannovers möglich zu machen. Aber so wie bisher geht es freilich nicht, Garantieen müssen wir haben, und je mehr sich das Leben der Staaten in seiner Eigenthümlichkeit accentuirt und konzentrirt, je mehr sich der Verkehr entwickelt und in seinen reichen Lebensadern zu einem Faktor, ja zur Basis der Politik wird, um so weniger kann Preußen dulden, daß in seinem Körper, seinem Herzen so nahe, ein fremdes, bei jeder Krisis vielleicht feindliches Element bestehe. — Ich kann Ihnen also mit vollem Ernst erwiedern: ich strebe ehrlich und aufrichtig darnach, Hannover zu gewinnen und ihm, wenn es seinerseits die alten Traditionen achtet und treu zu uns steht, eine sichere und ehrenvolle, ja glänzende Stellung in Norddeutschland zu schaffen. — Aber freilich muß man dort aufhören, uns fortwährend fühlen zu lassen, daß man ein Hinderniß ist."

„Und haben Sie Aussicht, zur Verständigung mit

Hannover zu gelangen — zum ernsten, festen Bündniß?" fragte Herr von Manteuffel.

„Ich hoffe es," antwortete Herr von Bismarck nach einer augenblicklichen Pause. „Graf Platen war hier — Sie kennen ihn?"

Herr von Manteuffel lächelte.

„Nun," fuhr Herr von Bismarck fort — „man hat nichts gespart, man hat ihn überschüttet mit Liebenswürdigkeit aller Art, man hat ihm das Großkreuz vom rothen Adler gegeben."

„Nicht den schwarzen?" fragte Herr von Manteuffel.

„Bah, — man muß immer noch Pulver behalten — er war ja überglücklich; und dann — ich habe ihm eine Familienverbindung vorgeschlagen, die von Seiner Majestät selbst lebhaft gewünscht wird und durch welche vielleicht die ganze Frage mit einem Male in der freundlichsten Weise gelöst würde."

„Ich weiß dieß zufällig," warf Herr von Manteuffel ein — „glauben Sie, daß dieß Projekt reüssirt?"

„Man schien demselben in Hannover selbst günstig," erwiederte Herr von Bismarck, „und in Norderney sowohl als auf der Marienburg — doch das wird sich zeigen, für's Erste lege ich allerdings mehr Gewicht auf die Politik. —"

„Und was hat Graf Platen in dieser Beziehung versprochen?"

„Die Neutralität — wie er es bereits früher gegen den Prinzen Ysenburg gethan —"

„Und der Vertrag darüber ist geschlossen?"

„Graf Platen konnte das natürlich nicht allein, auch schien er Geheimhaltung der ganzen Sache zu wünschen, um nicht vor der Zeit in Frankfurt und Wien Susceptibilitäten zu erregen; indeß hat er mir die bestimmtesten Versicherungen gegeben und sich zugleich persönlich so beißend über Beust und die wiener Staatskanzlei ausgesprochen, daß ich ihm glauben muß."

„Verzeihen Sie mir," warf Herr von Manteuffel ein, „daß ich diese hannöverische Frage — auf welche ich einen gewissen Werth lege, kurz — wenn Sie wollen, etwas skeptisch resümire. Dieselbe beschränkt sich, wie mir scheint, auf Verhandlungen ohne ein bestimmtes Resultat — auf Versicherungen und Versprechungen des Grafen Platen — wäre es nicht vielleicht besser gewesen, in Hannover selbst ernstliche Schritte zu thun — Georg V. ist kein Louis XIII. und Graf Platen — kein Richelieu."

„Ich habe auch daran gedacht," bemerkte Herr von Bismarck, — „Sie wissen, daß der hier von Hannover akkreditirte Herr von Stockhausen mit den Baudissins verwandt ist — der eine Baudissin, Schriftsteller, Feuilletonist ꝛc., den Sie vielleicht haben nennen hören, hat

den jungen Stockhausen, den Sekretär seines Vaters, mit Reudell in Verbindung gesetzt — vielleicht gelingt es auf diesem Wege, direktere Einwirkung in Hannover zu ermöglichen — ich kann jedenfalls nur wiederholen, daß ich alles Ernstes eine feste und definitive Freundschaft mit Hannover und die Erhaltung des dortigen Thrones wünsche und Alles aufbieten werde, um zu diesem Resultat zu kommen — gegen die Ansicht vieler Preußen, wie Sie wissen. — Mit Hannover hängt Kurhessen innig zusammen, der Kurfürst scheint den Weg des Königs von Hannover gehen zu wollen, übrigens macht mir diese Frage wenig Sorgen; sie ist keine dynastische, die Nachfolger sind uns sicher."

„Und" — fragte Herr von Manteuffel weiter, „halten Sie es für möglich, im Falle eines Krieges gegen Oesterreich die Neutralität von Bayern und Württemberg zu erlangen?"

„Nein," erwiederte Herr von Bismarck, „die österreichische Partei ist allmächtig in München, und der Prinz Reuß schreibt mir, daß namentlich seit dort etwas von der italienischen Allianz verlautet habe, eine bayerische Neutralität absolut unmöglich sei. Das Einzige, was sich vielleicht erreichen ließe, sei eine laue Kriegführung. Nun, ich glaube, die wird sich schon von selbst ergeben, der ganze Schwerpunkt wird immer in Böhmen liegen.

— Da habe ich Ihnen nun im Wesentlichen so ziemlich die ganze Lage entwickelt. Wollen Sie über irgend einen Punkt noch aufgeklärt sein, so fragen Sie mich, — und nun bitte ich Sie um Ihre Meinung en connaissance de cause."

Herr von Manteuffel sah einige Augenblicke schweigend zu Boden; dann erhob er sein Auge zu dem äußerst gespannten Antlitz seines Gegenübers und begann mit jener sanften, ruhigen Stimme und jenem leichtfließenden, eindringenden Ton, der ihm, obgleich er durchaus niemals ein öffentlicher Redner war, im persönlichen Verkehr eine so eigenthümlich wirkungsvolle Beredsamkeit verlieh:

„Ich sehe allerdings, daß Sie alle Punkte in's Auge gefaßt haben, welche bei dem großen Kampfe in Betracht kommen, und daß Vieles geschehen ist, um die Chancen des Erfolges auf Ihre Seite zu bringen — allein ich sehe nur in einem einzigen Punkte etwas wirklich Fertiges, Vollendetes und Sicheres: dieser Punkt ist die preußische Armee. — Alles Uebrige in dem Gebäude ist unsicher und schwankend. Frankreichs Stellung ist keine vollkommen klare und feste, Deutschland scheint mir feindlich, denn — aufrichtig gesprochen — ich glaube nicht an Hannover, die Politik der Sicherheit und Vorsicht liegt nicht im Charakter des Königs und,

ich wiederhole es, Hannover kann sehr gefährlich werden. Bedenken Sie, daß die Brigade Kalik noch in Holstein steht, bedenken Sie, daß Hannover und Hessen eine ziemlich starke Macht aufstellen können und daß Sie nicht viel übrig haben, um dorthin zu operiren. — Italien? — Seine Allianz ist sicher, wie Sie mir sagen; nun, ich will auch glauben, daß man dort Wort hält — glauben Sie, daß die italienische Armee auf Erfolge rechnen kann? Ich glaube es nicht. Mag Oesterreichs Militärverfassung so mangelhaft sein, wie sie will, auf dem italienischen Kriegstheater, in den Gebieten des Festungsvierecks wird Oesterreich die Italiener immer schlagen, jene Gebiete kennen die österreichischen Generalstäbe wie ein Schachbrett, und dort zu schlagen, dazu werden sie erzogen, darauf werden sie — wenn Sie wollen — dressirt — ich sehe also nur eine Niederlage für Italien voraus."

„Aber," warf Herr von Bismarck lebhaft ein, „schon der Umstand, daß Oesterreich gezwungen wird, auf zwei Kriegstheatern zu schlagen, wiegt wahrlich schwer genug. Wie viel Truppen wird man uns denn noch entgegenstellen können? Oesterreich wirft an den verschiedenen deutschen Höfen, wie man mir mittheilt, mit 800,000 Mann um sich — ich weiß aber bestimmt, daß bei Weitem nicht die Hälfte davon da ist."

„Nun," sagte Herr von Manteuffel, „lassen wir die Erörterung der Chancen, ich gebe zu, daß sie vorhanden sind, wesentlich aber in der Tüchtigkeit der Armee. — Aber eine zweite, ernste Frage. Ist der Krieg nöthig? Ist die Lage so, daß alles schwere Unheil, alle großen, großen Gefahren eines so gewaltigen Kampfes heraufbeschworen werden müssen? Sie wissen, auch ich will Preußen an die Spitze von Deutschland bringen, ich wünsche das als Preuße, ich will es aus Ueberzeugung als Deutscher und ich habe dafür als Minister gearbeitet, so viel ich es vermochte. Aber ich habe geglaubt, daß solche Entwicklungen durch die Zeit in organischem Wachsthum gereift werden müssen, und ich habe als den größten Feind preußischer Führung in Deutschland das Mißtrauen der Deutschen gefunden; dieß Mißtrauen, die Furcht der Fürsten für ihre Souveränetät und die Zukunft ihrer Dynastieen, die Furcht der Volksstämme für ihre autonomische Besonderheit stemmt sich Preußen entgegen und wird von Oesterreich stets geschickt benutzt, welches durch seinen fast zu großen Komplex gegen ein gleiches Mißtrauen gesichert ist. Ich habe es für die Aufgabe Preußens gehalten — und habe meinerseits darnach gestrebt, — uns das Vertrauen der Fürsten und Völker in Deutschland zu gewinnen. — Gelingt das,

so ist die Führung unser und die Rolle Oesterreichs ausgespielt, denn ohne jenes Mißtrauen wendet sich der deutsche Geist, der Geist der Bildung und Aufklärung, der Geist des fortschreitenden nationalen Lebens uns zu. — Außerdem habe ich meine bestimmte Ansicht über preußische Kriege. Unsere Macht ist groß, — aber sie ist besonders und eigenthümlich, denn sie stellt, wenn sie voll entfaltet wird, das ganze Land auf das Schlachtfeld, und bei einer unglücklichen Wendung stehen wir der äußersten Katastrophe näher, als irgend ein anderer Staat. So lange unsere Macht droht, ist sie sehr stark; sie nimmt ab, wenn sie wirklich in Aktion tritt. Stehen wir Gewehr bei Fuß, so muß man immer mit uns rechnen und" — fügte Herr von Manteuffel mit dem Ausdruck einer gewissen ruhigen Befriedigung bei, — „der Pariser Frieden spricht ein wenig für diese meine Maxime. — Wo ist nun die Nothwendigkeit, jenes Vertrauen, das schon durch die neue Aera erschüttert ist, tief zu zerstören, wo ist der Zwang, die mächtige reservirte Stellung Preußens durch das ungewisse Würfelspiel des Krieges schwer zu gefährden? — Sie werden," fuhr er mit einem trüben Lächeln fort, „mich vielleicht für einen furchtsamen, engherzigen Pedanten halten, — aber da Sie mich um meine Meinung gefragt, dringend gefragt haben, so bin ich wohl berechtigt, meinerseits diese Fragen zu stellen."

Herr von Bismarck's Gesicht hatte, während Herr von Manteuffel sprach, eine nervöse Bewegung gezeigt, eine steigende Ungeduld zitterte über seine Züge, ohne daß er jedoch eine Miene oder eine Bewegung der Unterbrechung gemacht hätte.

Als Herr von Manteuffel geendet, stand der Ministerpräsident lebhaft auf, näherte sich seinem Gaste und rief, indem er dessen Hand ergriff:

„O mein verehrter Freund, ich kenne ja diese Ihre Ansichten, ich kenne die edlen Gesinnungen, welche Sie bewegt und geleitet haben, so lange Sie das Ruder des preußischen Staates führten, ich kenne Ihre Gewissenhaftigkeit und Vorsicht, — glauben Sie mir, auch ich bin weit entfernt, leichtsinnig mit den Schicksalen des preußischen Staates, dieser kunstvollen Schöpfung jahrhundertelangen Fleißes, zu spielen! Glauben Sie mir, nicht ich bin es, der diesen Krieg provozirt, ich befinde mich im Stand der Nothwehr, und wenn ich auch nicht mit derselben pietätvollen Scheu, wie der König, davor zurückbebe, mich endlich mit diesem perfiden Oesterreich auf die Mensur zu stellen, so möchte ich doch um keinen Preis ohne Noth das Aeußerste herbeiführen. Aber ich weiß es, daß man in Wien den Krieg will, man will uns unsere berechtigte Stellung nicht einräumen, ja man will uns herunterdrücken und ersticken in der

Maschinerie des Bundes — die Sie ja kennen und die auch Ihnen so viel Qual und Sorge gemacht hat. Dieser sächsische Beust und seine Freunde in Wien, der sanguinische Meysenbug, der ehrgeizige Pedant Biegeleben und der blaue Biedermann Max Gagern träumen von einem neuen deutschen Reich, in welchem ein Parlament von ihrer Mache den Kaiser Franz Joseph auf den deutschen Kaiserthron zurückführen soll — und der Kaiser selbst lebt und webt in diesen Ideen; sie haben ihm richtig mit dieser Komödie des frankfurter Fürstentages den Kopf verdreht. Sie bedenken nicht, die Thoren," rief er lebhafter, indem er einige starke Schritte durch das Zimmer machte, „daß in Frankfurt nicht Der der Kaiser war, der unter dem Jubel des Straßenpublikums den boeuf historique serviren und die armen deutschen Fürsten" — fügte er bitter lächelnd hinzu — „in der Morgendämmerung zu einer matinée politique aus den Betten reißen ließ, bei der man das lauwarme Wasser der Beust'schen Weisheit genoß, — nein — wahrhaftig, Der war nicht der Kaiser, sondern Der war es, vor dessen kaltem Nein, vor dessen einfacher Abwesenheit der ganze Spuk sich in Dunst auflöste. — Und ich sollte ruhig abwarten, bis man einen vielleicht günstigeren Moment findet, um jene herrlichen Pläne auszuführen?

— Und dann, mein verehrter Freund," fuhr er fort, indem er wieder nahe vor Herrn von Manteuffel hintrat, welcher ihm mit unveränderter Ruhe zugehört hatte, „und dann — gibt es nicht Augenblicke, in denen der kühne Entschluß, die rasche That nothwendig sind, um Großes zu erreichen und schwere Gefahren abzuwenden? Weist uns nicht die Geschichte unseres Preußens auf solche Momente mehr als eine andere hin? — Was wäre aus Preußen geworden, wenn Friedrich der Große abgewartet hätte, bis die — den heutigen ganz ähnlichen Pläne Oesterreichs und Sachsens in günstigem Augenblick zur Reife gediehen wären, — wenn er nicht mit dem raschen, gewaltigen Griff seiner kühnen Hand zerstörend in das Gewebe des Neides und der Bosheit gegriffen hätte? — Wohin wäre Preußen gekommen ohne York's kühnen Entschluß? — O mein verehrter Freund!" rief Herr von Bismarck lebhaft, indem seine Gestalt sich breit und hoch ausdehnte, „mein Gefühl sagt es mir und mein Verstand widerspricht nicht, daß der Geist Friedrich's des Großen und der Geist von 1813 der Lebenshauch ist, der durch die preußische Geschichte weht, und daß der Zeiger der großen Weltuhr eine Stunde zeigt, in welcher dieser Geist lebendig werden muß, um Preußen vorwärts schreiten zu lassen — und nicht vorwärts gehen heißt

hier rückwärts gehen, rückwärts auf unberechenbaren Bahnen. — Soll ich mit dieser Ueberzeugung im Herzen still sitzen und das Unheil kommen lassen, abwarten," fügte er leiser hinzu, „bis vielleicht einmal eine Hand, weniger fest als die meinige, ein Sinn, weniger muthig als ich ihn in mir fühle, berufen sein könnte, der Gefahr gegenüber zu treten?"

Herr von Manteuffel hatte bisher, den Arm leicht auf den Schreibtisch gestützt und die Augen zu Boden geschlagen, unbeweglich seinen Platz behalten.

Er erhob sich jetzt und blickte dem Ministerpräsidenten, der in lebhafter Bewegung und mit fast ängstlicher Spannung an seiner Miene hing, voll und gerade in's Auge.

„Herr von Bismarck," sagte er dann mit ruhiger Stimme, in welcher eine etwas wärmere Nüance leise durchklang, „Sie berühren da eine Saite, die, wie Sie wissen, bei jedem Preußen anklingt und deren Ton auch durch mein Leben zieht; wer wollte es leugnen, daß es Momente gibt, in denen nur die kühne That zum Heil führt, wer wollte es leugnen, daß Preußen durch das große und mächtige Ergreifen solcher Momente zu dem geworden, was es heute ist! — Ob wir in diesem Augenblick vor einem solchen Moment stehen, darüber kann kein Sterblicher mit Unfehlbarkeit ent-

ſcheiden und ich möchte darüber nicht mit Ihnen rechten, — darüber nach Pflicht und Gewiſſen zu urtheilen und danach zu handeln iſt die Sache Desjenigen, der in ſolchen Augenblicken an den Stufen des Thrones ſteht. Sie ſtehen an dieſem Platz — und ich danke Gott, daß ich ihm heute fern bin, Sie haben, was geſchehen wird, vor der Geſchichte, vor Ihrem Vaterlande und Ihrem Könige zu verantworten. — Sie müſſen alſo entſcheiden, was Sie zu thun haben, und ich möchte um keinen Preis der Welt Zweifel in Ihre Entſchlüſſe werfen. — Nun aber noch eine Frage — erſchrecken Sie nicht — es ſoll die letzte ſein, vielleicht iſt es die weſentlichſte."

Und Herr von Manteuffel trat noch einen Schritt näher zu Herrn von Bismarck und fragte, indem er ſeine Stimme zu leiſerem Tone herabſinken ließ und dadurch gerade einen um ſo tieferen Nachdruck in dieſelbe legte:

„Wenn nun die Würfel des Kriegsſpiels gegen Sie fallen, wenn die Berechnung der Chancen ſich als falſch erweist — täuſchen können wir uns Alle — wenn dann die ſiegreichen Gegner die Macht gewonnen und zu den lange vorbereiteten Plänen die Erbitterung des Kampfes und der Hochmuth des Sieges hinzutritt, — welchen Plan haben Sie gefaßt, welche Vorberei-

tungen haben Sie getroffen, um dann Preußen vor den äußersten Gefahren, vielleicht vor dem Untergange zu schützen? Sie wissen, ich habe immer dem Grundsatz gehuldigt, ein guter General müsse zunächst an den Rückzug denken und denselben vorbereiten, deßhalb werden Sie meine Frage natürlich finden und begreifen, welche Wichtigkeit ich auf dieselbe lege."

Herrn von Bismarck's bisher so lebhaft gespanntes und bewegtes Gesicht nahm eine stolze und kalte Ruhe an, um seinen Mund zuckte es in seltsamem Nervenspiel und aus seinem Auge blitzte es wie blanke Degenklingen. Mit jenem metallisch vibrirenden Ton der Stimme, der in gewissen Augenblicken durch seine Worte klingt, erwiederte er:

„Wenn ich es für möglich halten und daran denken könnte, daß die preußische Armee von Oesterreich geschlagen würde, dann wäre ich nicht preußischer Minister!"

Bei diesen, im Tone innigster Ueberzeugung ausgerufenen Worten trat Herr von Manteuffel langsam einen Schritt zurück und blickte mit dem Ausdruck des Erstaunens und des Nichtbegreifens in das leuchtende und zuversichtliche Antlitz des Ministerpräsidenten.

Dann wendete er sich langsam zur Seite, ergriff seinen Hut und indem er sich mit ruhiger Höflichkeit

gegen Herrn von Bismarck verneigte, sprach er im Tone gewöhnlicher Salonunterhaltung:

„Ich glaube, der Zweck unserer Unterredung ist erreicht, wir haben das Thema erschöpft und ich darf Ihre so knapp gemessene Zeit nicht länger in Anspruch nehmen."

Herrn von Bismarck's lebhaft animirte Züge sanken bis zu dem Ausdruck schmerzlicher Wehmuth herab und er erwiederte mit traurigem Ton:

„Das Thema ist nicht erschöpft — sagen Sie lieber, daß Sie es nicht weiter diskutiren wollen, — da wir uns, wie ich wohl verstehe, in excentrischen Kreisen bewegen, die keinen Punkt mit einander gemein haben."

„Wenn dieß der Fall ist," sagte Herr von Manteuffel, „so würde ein weiteres Herumbewegen in den getrennten Sphären keinen Zweck und Nutzen haben, und — wie ich glaube," setzte er leicht lächelnd hinzu, „in einem Punkt sind wir gewiß gleicher Ansicht: daß die Zeit zu kostbar ist, um sie mit unnützen Worten zu verlieren."

„So leben Sie wohl," sprach Herr von Bismarck ernst, indem er Herrn von Manteuffel die Hand drückte, „Sie lassen mich um eine Hoffnung ärmer, um eine Stütze schwächer."

„Sie bedürfen fremder Stützen nicht," erwiederte Herr von Manteuffel, „und seien Sie überzeugt, was auch geschehen möge, meine innigsten Wünsche werden der Erhaltung und Entwicklung der Größe und des Ruhmes Preußens geweiht sein."

Und mit leichter Verbeugung schritt er zur Thüre.

Herr von Bismarck begleitete ihn schweigend bis zum Vorzimmer und setzte sich sodann vor seinen Schreibtisch, wo er einige Minuten in tiefen Gedanken versunken sitzen blieb.

„Alle, Alle," rief er dann plötzlich, indem er aufsprang und mit heftigen Schritten das Zimmer durchmaß, „Alle singen dasselbe Lied, Alle sprechen sie von der Verantwortung, von den Gefahren, von dem Elend des Krieges! — Aber fühle ich denn diese Verantwortung nicht, — sehe ich diese Gefahr nicht — bleibt denn mein Herz kalt bei dem Gedanken an die Kriegsnoth? Aber weil ich die Gefahr sehe, darf ich vor dieser Noth nicht zurückbeben, und weil ich die Ueberzeugung der Nothwendigkeit habe, muß ich die Verantwortung auf mich nehmen. Ich weiß es wohl, warum die Meisten mich von kühner That zurückhalten wollen, jene liberalen Parlamentaristen fürchten das Waffenklirren, ja vielleicht fürchten sie sogar den Sieg — und alle die schwachen Geister, die sich an das Heute klammern

möchten in feiger Trägheit, um nur dem Morgen nicht entgegen zu treten, — nun, sie wollen ja niemals etwas Rechtes und Festes, sie bleiben dieselben durch alle Jahrhunderte der Geschichte; — aber Er — er ist ein Mann der That und des Muthes, er kennt die Gefahr und fürchtet sie nicht — auch er scheut hier zurück. Das ist ernster, und ein Wort dieses Mannes läßt eine ganze Welt von Kammerrednern, Diplomaten und Bureaukraten federleicht in die Luft steigen . . . den Rückzug will er vorbereiten!" —

Herr von Bismarck stand einen Augenblick still und blickte sinnend vor sich nieder.

„Und hat er nicht Recht?" sprach er dann dumpf und finster — „wenn nun der Erfolg fehlte, wenn den Feinden die Macht würde, Preußen zu beugen — zu brechen, — was wäre die Folge? — abzutreten, wie ein leichtsinniger Spieler, verurtheilt von Allen, durch die ganze künftige Geschichte hindurch — ein Spott des miserablen Haufens — aber dann," rief er lebhaft aus, indem sein Blick sich brennend aufwärts richtete, „die andere Seite, — zurückweichen mit dem Bewußtsein des Sieges im Herzen, den Augenblick verlieren und damit vielleicht jene ganze große, mächtige Zukunft Preußens, die ich so leuchtend vor mir stehen sehe —

Was du dem Augenblick verloren, bringt keine Ewigkeit zurück."

Und wieder stand er still und blickte in tiefem Sinnen zur Erde.

„O wer mir Licht geben könnte in diesem Dunkel!“ rief er dann heftig — „ich muß den Himmel über mir haben und die frische Luft in das Blut bringen lassen“ — und er ergriff einen leichten Hut, verließ das Zimmer, stieg die Treppe herab, die aus seiner Wohnung in den Hof führt, durchschritt diesen Hof mit großen Schritten und vertiefte sich in die dunkeln Gänge des großen Gartens, dessen uralte mächtige Bäume die hintere Seite des Hotels des auswärtigen Amts umgeben.

*

Zu derselben Stunde saßen in einem eleganten und freundlich erleuchteten Salon desselben Gebäudes eine ältere und eine jüngere Dame, mit einer leichten weiblichen Arbeit beschäftigt. Zur Seite stand der Theetisch und die gesellige Flamme ließ das Wasser im Kessel jene eigenthümlichen Weisen singen, welche für die Engländer im Verein mit dem Zirpen des Heimchens die Musik des Herdes, den Gruß der Heimat bilden.

Die Damen waren Frau von Bismarck, die Gemahlin des Ministerpräsidenten, und ihre Tochter, — bei ihnen saß der Legationsrath von Keudell, der nächste Vertraute seines Chefs.

Man sprach über die Ereignisse des berliner Tageslebens, über die Theater und was sonst das Interesse der Gesellschaft erregen konnte. Frau von Bismarck blickte öfter mit einiger Unruhe und besorgtem Ausdruck nach der Thüre.

„Wissen Sie, ob mein Mann noch Besuch hat, lieber Keudell?" wandte sich Frau von Bismarck an den Legationsrath, „ich bin immer in Besorgniß, daß die so übermäßige Anstrengung seiner Gesundheit ernstlich schadet, und ich bin wahrhaft erbittert auf jeden Besuch, der ihm die wenigen gemüthlichen Augenblicke verkürzt, die er Abends bei uns zubringt und die der Anspannung seiner Nerven etwas Erholung bringen."

„So viel ich weiß," erwiederte Herr von Keudell, „war Niemand mehr bei ihm und er wird wohl noch einige eilige Sachen abmachen."

Die Thür öffnete sich und Herr von Bismarck trat herein. Er begrüßte seine Frau und Tochter herzlich, reichte Herrn von Keudell die Hand und setzte sich zu dem kleinen Kreise.

Fräulein von Bismarck bereitete und servirte den Thee, während ein Lakai dem Ministerpräsidenten ein geschliffenes Glas schäumenden bayerischen Bieres reichte, das derselbe in einem durstigen Zug halb leerte.

„Der Feldmarschall Wrangel war bei mir," sagte

Frau von Bismarck — „er wollte Dich auch besuchen, ich habe ihn aber davon abgehalten und ihm gesagt, Du wärst dringend beschäftigt."

„Ich danke Dir," erwiederte ihr Gemahl, — „ich hätte auch in der That heute kaum einen freundschaftlichen Besuch empfangen können. Die Geschäfte verwickeln sich mehr und mehr und man bedarf wirklich der größten Ruhe, um die Gedanken festzuhalten und — den Willen zu konzentriren," setzte er halb nachdenklich hinzu, indem der präokkupirte Ausdruck, der schon bei seinem Eintritt an ihm sichtbar geworden war, noch schärfer hervortrat.

„Der Feldmarschall hat mir etwas Allerliebstes mitgebracht," fuhr Frau von Bismarck fort, indem sie ein Briefcouvert ergriff, das auf dem Tisch vor ihr lag, „und ich habe mit ihm sehr über diesen originellen Einfall lachen müssen."

So sprechend zog sie aus dem Couvert eine kleine Karte und reichte sie ihrem Manne.

Derselbe warf einen Blick darauf und der gedrückte und sorgenvolle Ausdruck seines Gesichts wich einem heitern, fröhlichen Lachen, in das er beim Anblick der Karte ausbrach.

„Ah!" rief er, „mein Porträt mit der kleinen Lucca — ist das schon im Publikum? — Nun, ich habe nichts dagegen; wir befinden uns Beide in sehr anständiger Ge-

sellschaft!" Lächelnd betrachtete er das kleine Bild und fuhr fort: „Ich begegnete ihr neulich unter den Linden, begleitete sie eine Strecke und sie klagte bitter über Langeweile. ‚Ich weiß nichts Anderes anzufangen, als mich photographiren zu lassen,' rief sie unmuthig aus. Ich offerirte ihr, dieß sonderbare Amusement mit ihr zu theilen, und so entstand dieß kleine, allerdings höchst komische Bildchen — über das man recht viel schwatzen wird. Tant mieux — der Hund des Alcibiades!"

Frau von Bismarck betrachtete das Bild nochmals und ergötzte sich unter fröhlichem Lachen höchlich über die Gruppe, während ihr Gemahl bald wieder in sein dumpfes Brüten versank.

Nach einigen Augenblicken, als das Gespräch stockte, erhob er das Haupt, wendete sich an Herrn von Keudell und sagte:

„Ein wenig Musik, lieber Keudell, wollen Sie?"

Herr von Keudell stand auf und setzte sich an den an der andern Seite des Salons stehenden offenen Flügel.

Er griff einige Akkorde und begann dann mit meisterhaftem, wunderbar klarem und kräftigem Anschlag eine Art von Präludium, das, in unregelmäßigen Gängen fortschreitend, in kämpfenden Uebergängen Dissonanzen schuf und auflöste und der Gemüthsstimmung des Ministers zu entsprechen schien.

Herr von Bismarck erhob sich und ging in langsamen großen Schritten im Salon auf und ab, leise auftretend, um die Musik nicht zu stören und nichts von dem Eindruck zu verlieren, den dieselbe auf ihn machte.

Herr von Keudell spielte weiter und weiter und versank immer tiefer in die Welt der Töne. Allmälig wurden die mit einander kämpfenden Akkorde klarer, immer reiner lösten sich die Dissonanzen und nach einem einfachen Uebergang in leisen Tönen begann er die As-dur-Sonate von Beethoven.

Kaum erklangen die ersten so einfachen und doch so gewaltig ergreifenden Töne des Themas, so hielt Herr von Bismarck einen Augenblick an, sein Auge erweiterte sich und ein leises Lächeln der Befriedigung, das seine Lippen umspielte, schien anzudeuten, daß Herr von Keudell etwas getroffen habe, was ihn wohlthuend ansprach.

Dann nahm er seinen Spaziergang durch den Salon wieder auf und während die herrlichen Variationen, welche des Tondichters gigantische Schöpfungskraft aus jenem einfachen Thema herauswachsen ließ, ihr mächtiges Tonbild aufrollten, malte sich auf dem Gesicht des Ministers ein gewaltiges inneres Ringen. Bald hielt er einen Augenblick wie unschlüssig an, halb-

laute Worte flüsternd, bald schritt er wieder kraftvoll vorwärts, das Auge wie losgelöst von der nächsten Umgebung in weite Fernen tauchend.

Frau von Bismarck verfolgte von Zeit zu Zeit den Gang ihres Gemahls und blickte mit besorgter Theilnahme auf seine unruhigen, leidenden Züge, ohne jedoch durch irgend ein Wort das Spiel des Herrn von Keudell zu unterbrechen.

Derselbe war indessen bis zu jenem wunderbar schönen Satze der Sonate gekommen, den Beethoven mit der Ueberschrift bezeichnet hat: Marcia funebre sulla morte d'un Eroe, und sein meisterhaftes Spiel ließ die tief erschütternden Akkorde dieses Marsches durch den Salon klingen.

Herr von Bismarck stand still. Seine mächtige Hand umspannte die Lehne eines Sessels, sein Auge richtete sich aufwärts, und mit einem Ausdruck, als ob eine Inspiration seinen Geist durchziehe, lauschte er den erschütternden Tönen.

Die so kunstvoll nachgeahmten gedämpften Trommeln wirbelten, die Trompetenstöße erklangen, und Herr von Keudell, fortgerissen von der Schönheit der Komposition, übertraf in seinem Vortrage sich selbst.

Frau von Bismarck hatte ihre Arbeit vor sich niedergelegt und lauschte sinnend.

Der Ministerpräsident stand unbeweglich. Breiter wölbte sich seine Brust, straffer spannten sich die mächtigen Muskeln seines Armes, flammender leuchteten die Blitze, die seine Augen emporschossen und die durch die Decke des Salons den dunkeln Nachthimmel mit seinen Sternen zu suchen schienen.

Da noch einmal klangen jene tiefen Trompetenstöße, die hellen Tonsalven sprühten auf und nach einer kurzen Pause ging Herr von Keudell zu dem Finale der As-dur-Sonate über.

Herr von Bismarck blickte um sich, als ob er aus einem Traum erwache. Einen Augenblick stand er noch still und wie unbewußt flüsterte er die Worte:

„Und wenn ich untergehen soll, so soll auf solchen Tönen meine Seele aufsteigen. Würde je ein Dichter am Grabe eines Helden das fühlen können, was hier in Tönen wiederklingt, wenn es keine Männer gäbe, deren Herz die Zweifel zu bannen vermöchte? Jacta est alea!"

Und ohne an seine Umgebung zu denken, verließ er geräuschlos den Salon.

Herr von Keudell spielte die Sonate zu Ende.

Frau von Bismarck blickte ihrem Gatten ängstlich nach.

Als die Musik beendet, sagte sie zu dem Legations-

rath, der den Flügel verlassen hatte und wieder zu ihr getreten war:

„Ich bin überzeugt, mein armer Mann ist krank, suchen Sie ihn doch zu überreden, daß er mehr an seine Gesundheit denkt!"

„Ich thue was ich kann, gnädigste Frau," erwiederte Herr von Keudell — „allein Sie wissen, er ist schwer zu überreden in diesem Punkt. Uebrigens glaube ich nicht," fügte er hinzu, „daß er jetzt leidend ist, oft kommen ihm Gedanken während der Musik, es wird ihm etwas eingefallen sein, und er wird sich entfernt haben, um es zu notiren."

Herr von Bismarck war indeß festen Schrittes in sein Kabinet zurückgekehrt und hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt. Sein Gesicht zeigte keine Spur von Unentschlossenheit oder Bewegung, über der kalten Ruhe seiner Züge lag nur, wie ein ruhiges Licht, der klare Ausdruck eines festen, unbeugsamen Willens.

Er ergriff eine Feder und schrieb, ohne zu zögern und anzuhalten, eine Reihe von Notizen auf einen der auf seinem Tische bereit liegenden Bogen.

Nachdem er ungefähr eine halbe Stunde geschrieben, schellte er mit der neben ihm stehenden Glocke.

Sein Kammerdiener erschien an der Thüre.

„Ist Herr von Keudell noch im Hause?"

„Zu Befehl, Excellenz."

„Ich lasse ihn bitten, einen Augenblick herüberzukommen."

Einige Minuten später trat der Legationsrath herein.

„Lieber Keudell," sagte Herr von Bismarck, „ich habe hier die Notizen für eine Instruktion an die Gesandten in Wien, Frankfurt und Paris aufgesetzt, wollen Sie so gütig sein, für deren schleunige Expedition Sorge zu tragen. Abeken wird mit seiner gewohnten Gewandtheit die Fassung ganz in meinem Styl machen. Usedom muß dieselbe Instruktion mit dem Zusatz erhalten, den ich am Rande bemerkt."

„Ich werde Alles so schnell als möglich besorgen," sagte Herr von Keudell sich verbeugend, „und morgen sollen die Expeditionen abgehen."

Er hatte inzwischen einen Blick auf den Bogen geworfen, den er in seiner Hand hielt.

„Excellenz," sagte er fast erschrocken, „das ist der Krieg."

„Er ist es," sagte Herr von Bismarck, — „und nun gute Nacht, lieber Keudell, — auf morgen; wir müssen schlafen, — ich bin wirklich sehr müde und meine Nerven verlangen Ruhe."

Herr von Keudell zog sich zurück.

Eine halbe Stunde später lag das Hotel des

auswärtigen Amtes in tiefer Stille, bedeckt von der nächtlichen Dunkelheit, wie die Hand der Vorsehung ihren dichten Schleier über die Geschicke der zukünftigen Tage legt.

Zweites Kapitel.

In der Gegend der hannöverischen Stadt Lüchow liegt jener reiche und eigenthümliche Landstrich, den man — abgesehen von den offiziellen Landeseintheilungen — allgemein mit dem Namen „das Wendland" bezeichnet. Es ist dieß einer jener Striche in Deutschland, in welchen der alte Wendenstamm mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit sich rein erhalten hat und in seiner besonderen Art und Sitte fortlebt.

Es ist ein schönes, reiches, blühendes Land, dieses Wendland; nicht schön im Sinne pittoresker Landschaften, welche durch den Wechsel der Höhen und Tiefen überraschende Gruppirungen dem Auge darbieten — aber wohlthuend durch die reiche Ruhe, welche auf den weiten Ebenen liegt. Hohe und schöne Baumgruppen sind die einzige Abwechslung, welche die Gleichmäßigkeit der Wiesen und Felder unterbrechen, aus diesen Baumgruppen von seltener Schönheit und Mächtigkeit glänzt im gelblichen Sonnenstrahle, der diesen Gegenden

eigen ist, hier die einfache Kirche eines stillen Dorfes, dort das Dach eines alten Edelsitzes, weiterhin der Umriß einer kleinen Stadt hervor, von welcher man schon beim fernen Anblick das Gefühl hat, es müsse sich friedlich da wohnen lassen, fern vom Geräusch der Welt, deren brausende und rauschende Wellen nur im langsamen Abrollen hier an diese ruhigen Wohnstätten stiller Menschen heranspülen. Dazwischen breiten sich große sandige Flächen mit gewaltigen Föhrenwaldungen aus, — eintönig und einsam, haben sie etwas von der Schönheit des Meeres — weithin zieht sich der sandige einsame Weg, das Wild nähert sich weniger scheu den Landstraßen, eine neugierige Dohle begleitet den Wagen, die starken Pferde ziehen im langsamen, aber kräftigen Schritt dahin, man sieht nichts als Himmel, Föhren und Sand, und wenn man einem anderen Wagen begegnet, der in entgegengesetzter Richtung den Weg verfolgt, und den man schon aus der Ferne erblickt, so grüßt man die Reisenden, wechselt auch wohl ein paar Worte und freut sich der Begegnung. Naht man dann dem Ende der Föhrenwaldung und senkt sich der Schatten des reichen Laubholzes auf das sonnenmüde Haupt, zeigt sich die frische Fülle der bewohnten Gegenden dem Auge, so richtet man sich froher auf, tiefer athmet die Brust die weiche Luft ein, die Pferde schütteln die

Köpfe und beginnen von selbst einen munteren Trab, und der Kutscher lockt durch sein fröhliches und kunstreiches Peitschenknallen die Dorfhunde aus den Gehöften hervor.

Kurz es ist ein Land, in dem noch das Reisen seine alten Mühen und Strapazen und seine alte Poesie erhalten hat, in dem noch in den Städten die alte Sitte, die alten Gewohnheiten leben, in dem auf den Edelsitzen die alte Gastfreundschaft Thor und Thür weit aufthut, wenn ein Reisender sich naht — bringt er doch einen Athemzug frischen Lebens aus jener großen Welt mit, der man so fern ist und deren Ereignisse nur wie Sagen herüberklingen in den ruhigen Kreislauf des friedlichen Lebens im Hause.

So ist das alte, einfache, schöne und treue Wendland. Seine Bewohner sind wie das Land. Gesund und kräftig wie die Natur, in der sie leben, einfach wie diese, reich, weil sie haben, was sie bedürfen, und keine Bedürfnisse suchen, die sie nicht befriedigen können, stark in ihren einfachen Gefühlen, klar in ihrem einfachen Denken, voll natürlicher, unbewußter Poesie, in ihren Herzen voll warmen reinen Blutes.

In einer jener langgedehnten einsamen Föhrenwaldungen ritt um die untergehende Sonne eines der ersten Tage des April 1866 auf der sandigen Land-

straße ein junger Offizier in der Interimsuniform des hannöverischen Cambridge-Dragoner-Regiments. Er ließ sein schönes, schlankgebautes Pferd im langsamen Schritt vorwärts gehen und saß selbst nachlässig und gedankenvoll im Sattel, ohne auf den Weg zu achten, den das Pferd zu kennen schien. Ein leichter hellblonder Schnurrbart bedeckte die Oberlippe des jungen Mannes, sein blaues Auge sah träumerisch in die Ferne, als suchte es in den hellgoldenen Abendwolken, welche die untersinkende Sonne umlagerten, die Bilder, welche sein Inneres erfüllten und beschäftigten. Das kurzgeschnittene, leicht gelockte Haar quoll mit einer gewissen Koketterie unter der leichten Dienstmütze hervor und sein etwas bleiches Gesicht zeigte bei der Kraft jugendlicher Gesundheit jene eigenthümliche Zartheit, welche jungen Leuten, die sehr schnell hoch aufgeschossen sind, noch einige Jahre nach vollendetem Wachsthum anhaftet.

Der junge Offizier mochte etwa eine Viertelstunde so langsam und träumerisch durch die Föhrenwaldung hingeritten sein, während der Schatten seines Pferdes immer länger hinter ihm herzog und die Stimmen der zum Neste flatternden Vögel ihn begleiteten.

Da wendete sich der Weg und plötzlich öffnete sich der Wald breit und ließ in einiger Entfernung einen schloßartigen alten Bau sehen, der, von hohen alten

Bäumen umgeben, in den letzten Strahlen der Sonne dalag und von seinen großen Fenstern flammendes Licht auszuströmen schien.

Am Ende des Waldes begannen die Häuser eines Dorfes, welches sich seitwärts von jenem großen Gebäude in Halbkreisform — wie alle wendischen Dörfer —. hinzog.

Hunde schlugen an. Der junge Offizier erwachte aus seiner langen Träumerei und richtete sich fest im Sattel auf. Das Pferd fühlte diese Bewegung und ohne weiteren Antrieb verließ es seine bisherige Gangart und trabte mit gespitzten Ohren auf dem durch das Dorf sich hinziehenden Wege der Anhöhe des Schlosses zu.

Die Häuser standen an dem schönen und warmen Frühlingsabende offen. An ihren Giebeln sah man die charakteristischen Pferdeköpfe, welche in allen niedersächsischen Gegenden eine Rolle spielen und deren Kultus von den Wenden hier übernommen, gerade von ihnen besonders gepflegt wird.

Alte und junge Bauern saßen vor den Thüren mit leichten häuslichen Arbeiten beschäftigt, auf den offenstehenden Dielen der Häuser waren die Frauen beschäftigt, ihre heutige Arbeit am Webstuhle zu beschließen, wobei sie jene eigenthümlichen, wehmüthig monotonen

Nationallieder sangen, welche überall dem Wendenstamme eigenthümlich geblieben sind.

Der junge Offizier wurde an allen Häusern freundlich begrüßt und erwiederte die Grüße eben so freundlich, indem er einzelne der Bauern bei ihren Namen nannte, in einer Weise, aus der man abnehmen konnte, daß er hier bekannt und heimisch sei.

An der einen Seite des durch das Dorf gebildeten Halbkreises, nicht weit von dem Wege, der sich nach dem Schlosse hinaufzog, stand eine einfache, alte, aber nicht alterthümliche Kirche, daneben in einem sorgsam eingehegten und bereits sauber bestellten Garten, von einer Baumgruppe umgeben, das stille freundliche Pfarrhaus.

Ein Fußpfad führte von dem Pfarrgarten nach der großen zum Schlosse hinlaufenden Straße und auf diesem Pfade gingen zwei Personen der Landstraße zu.

Die eine dieser Personen war ein älterer Herr, der sich den Sechzigern nähern mochte. Sein schwarzer bis zum Halse mit einer Reihe von Knöpfen geschlossener Rock, die blendend weiße Kravate von feinem faltigem Batist, sowie jenes eigenthümliche, hohe, viereckige Baret von schwarzem Sammet, welches nach dem Muster der auf uns gekommenen Bilder Luther's und Melanchthon's von den lutherischen Pfarrern in Hannover mit

Vorliebe getragen wird, ließ auf den ersten Blick den geistlichen Herrn erkennen.

Sein stark markirtes volles Gesicht von rother gesunder Farbe trug bei der freundlichen, wohlwollenden Heiterkeit, die es ausstrahlte, den Ausdruck eines energischen Willens, einer festen, in sich abgeschlossenen, überzeugungsvollen Sicherheit, welche, abgetrennt von dem großen Strome des Lebens, sich in der stillen besonderen Entwickelung eine eigene Welt erbaut hat und in dieser Ruhe und Genügen findet.

Es war der Ortsgeistliche, Pastor Berger, der seit länger als zwanzig Jahren in der Gemeinde lebte.

Neben ihm ging seine einzige Tochter, welche seit dem vor zehn Jahren erfolgten Tode ihrer Mutter das stille Leben ihres Vaters allein theilte und auf welche dieser alle Sorgfalt liebevoller und ernster Erziehung verwendet hatte, um ihr durch den Aufschluß aller allgemein menschlichen Genüsse des Geistes und Gemüthes einen Ersatz zu bieten für die große Welt, die ihr fern lag, und ihr jenes stille und friedliche Glück zu bereiten, das ihn selbst erfüllte.

Das junge Mädchen trug einen dunkeln Anzug, der bei aller ländlichen Einfachheit eine gewisse Eleganz zeigte. Ihre nicht große Gestalt war schlank und biegsam, das kastanienbraune glänzende Haar, von einem

schwarzen Sammethut überdeckt, umrahmte ein feines ovales Gesicht, dessen leicht geöffneter, frischer Mund lächelnd und freudig die Lebensluft einathmete, während des sinnenden Auges feuchter Glanz wunderbare Tiefen ahnen ließ, aus denen eine reiche und lebensvolle Poesie zum Licht emporsteigen könnte.

Der junge Offizier bemerkte die beiden Personen auf dem Fußpfade, hielt sein Pferd an und rief, indem er die Hand zum militärischen Gruße an die Feldmütze emporhob: „Guten Abend, Herr Pastor, guten Abend, Fräulein Helene!"

Der geistliche Herr rief ein fröhliches und lautes „Guten Abend" zurück, indem er zugleich mit der Hand grüßte, seine Tochter neigte leicht das Haupt, ohne mit den Lippen den Gruß zu erwiedern, indeß ein Lächeln, das auf ihren Lippen zitterte, ein lichtvoller Blick, der aus den Tiefen ihres Auges hervorzutauchen schien, zeigten, daß der Gruß von ihr nicht minder freundlich aufgenommen sei, als von ihrem Vater.

Beide beschleunigten ihren Schritt und waren in wenig Augenblicken neben dem jungen Mann, der sie auf der Landstraße erwartet hatte.

Als der geistliche Herr und seine Tochter zu ihm herantraten, war der junge Offizier vom Pferde gesprungen und reichte ihnen die Hand.

„Sie wurden gestern erwartet, Herr von Wendenstein," sagte der Pastor, „Ihr Bruder ist schon vorgestern angekommen und Ihr Vater begann bereits zu fürchten, daß Ihnen der Urlaub möchte versagt sein!"

„Ich konnte nicht früher abkommen — da ich gestern noch Dienst hatte," erwiederte der junge Offizier, „dafür kann ich aber nun zwei Tage länger bleiben — und wieder etwas Unterricht in den Naturwissenschaften bei meiner kleinen Lehrerin nehmen" — fügte er hinzu, indem er lächelnd sich zu dem Mädchen wendete, das inzwischen den Hals und Kopf des Pferdes gestreichelt hatte.

„Wenn Sie nicht aufmerksamer und fleißiger sind als das letzte Mal, so werden Sie wenig Fortschritte machen," erwiederte die Tochter des Pfarrers — „jetzt geben Sie mir nur die Zügel von Roland, der sich weit lieber von mir führen läßt, und kommen Sie schnell mit uns nach dem Schlosse hinauf; — wir waren auf dem Wege dahin und werden um so freundlicher empfangen werden, wenn wir Sie mitbringen."

Und indem sie die Zügel des Pferdes ergriff, trat sie zur Seite und folgte, das Pferd führend und ihm von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort zurufend, ihrem Vater und dem jungen Offizier auf dem Wege zum Schlosse.

Den Eingang zu diesem alten Gebäude bildete ein großes gemauertes Thor, das in einen gepflasterten Hof führte, der von leichten Mauern umgeben war, die unverkennbar die Stelle älterer verfallener Bollwerke eingenommen hatten. In der Mitte dieses weiten geräumigen Hofes stand ein einzelner uralter Lindenbaum, rechts und links lagen Ställe und Räumlichkeiten der häuslichen Wirthschaft in zwei offenbar in neuerer Zeit erbauten breiten und niedrigen Gebäuden. Im Hintergrunde des Hofes lag das eigentliche Wohnhaus, der Ueberrest eines Baues, der vordem sich in großen Umrissen ausgedehnt haben mußte. Ohne irgend architektonische Schönheit, ohne irgend einen erkennbaren Baustyl, machte dieses Haus dennoch jenen ansprechenden Eindruck, welchen große alte Steinmassen mit weiten mächtigen Dimensionen, in freier Gegend und von großen Bäumen umgeben, stets hervorbringen.

Die mächtige eichene Hausthür war weit geöffnet und führte in einen großen Flur, mit Fliesen belegt und durch zwei große, rechts und links von der Thür angebrachte Fenster von hellem Licht erfüllt.

An den Wänden dieses Flurs standen mehrere jener uralten Schränke von schwarz gewordenem Eichenholz, in welchen unsere Vorfahren durch Generationen hindurch ihre häuslichen Schätze an Leinenzeug, Silber

und Zinn, ihre Familienpapiere und Alles, was sie Werthvolles und Gediegenes besaßen, zu bewahren pflegten.

Diese Schränke sprechen zu uns wie eine alte Familienchronik, fast wie eine Sage und verschwinden immer mehr vor der neuen Zeit — sie finden keinen Platz in einem unserer modernen winzigen Salons und in den mit Nippes gefüllten Boudoirs unserer heutigen Hausfrauen. Auch bedarf man ihrer nicht mehr, — denn wer wollte heute noch jene reichen Leinenschätze zur Aussteuer der Töchter von ihrer Geburt an sammeln, — man kauft das ja Alles so hübsch, bequem und vor Allem modern in den Magazinen; — wer bedarf heute noch solcher tiefen und weiten Schreine für das Silberzeug des Hauses — hat man doch das hübsche Christoffle, das man mit den Fassons der neuen Mode wechselt! Zwischen diesen ehrwürdigen alten Schränken, welche hier noch in heimischer Würde sich ausdehnten und nichts ahnen mochten von der Generation der windigen Konsolen und Etagèren, die sich draußen welt in der Welt breit machten, hingen eben so alte verdunkelte Oelbilder, Jagdstücke, auf welchen steife Herren, auf eben so steifen Rammsköpfen reitend, Hirsche verfolgten, die über bunte, blumige Wiesen hinliefen, um sich in Wälder zu verbergen, die lebhaft an

die geradlinigen Alleen des versailler Parks erinnerten, — Familienporträts von alten Herren in Stutzperrücken und Sammetröcken, in längst vergessenen Uniformen und in schwarzen Talaren, von freundlich blickenden Damen mit Halskrausen, mit Fontangen und Reifröcken. — Und all' diese alte Zeit athmete und lebte hier so natürlich und ruhig, als ob es hier immer heute sei, wie es gestern war, und morgen sein werde, wie es heute gewesen.

Rechts und links von diesem weiten, mächtigen Flur führten einige alte eichene Thüren in die verschiedenen Wohnräume des Hauses, in der Mitte, der Eingangsthüre gegenüber, trat man in ein großes Zimmer, das man heute in den städtischen Wohnungen einen Saal nennen würde und das in seiner gediegenen, einfachen Ausstattung dem ganzen Hause entsprach. Der einzige moderne Gegenstand in diesem Zimmer war ein prachtvoller Flügel, welcher geöffnet dastand und auf welchem zerstreut liegende Notenhefte bewiesen, daß er benützt werde.

Ein hochlehniges, breites Kanapee stand an der Wand, davor ein mächtiger, auf Säulenfüßen ruhender Tisch von dunklem Mahagoniholz, — eine bereits angezündete Lampe mit großer Kuppel von weißem Milchglas auf hohem, schlankem, grünlackirtem Fuß mit

weißen Verzierungen und kämpfte mit ihrem milden Licht gegen die Dämmerung, deren gelbe Reflexe durch zwei große Fenster und eine geöffnete, weite Glasthüre hereindrangen. Durch diese Glasthüre trat man auf eine breite, weitgedehnte Terrasse, die sich nach der Gartenseite längs des ganzen Hauses hinzog und an dessen rechter Ecke in eine runde Plattform auslief, die, auf steinernen Fundamenten ruhend, unverkennbar den Ort anzeigte, an welchem einst ein mächtiger, runder Thurm gestanden haben mußte.

Hohe Bäume umfaßten diese Terrasse in genügenden Zwischenräumen, um das volle Licht in die Fenster dringen zu lassen, und ein freier Blick in das weite, reiche Land öffnete sich von hier aus nach allen Seiten. Einzelne, mit Buchsbaum eingefaßte Blumenbeete unterbrachen den reinlichen Kies und zeigten bereits buntfarbige Crocus und volle Schneeglöckchen in freundlichen Gruppen.

So war der alte Amtssitz Blechow, auf welchem seit achtzehn Jahren der würdige Oberamtmann von Wendenstein das Amt verwaltete, in jener alten patriarchalischen Weise der hannöverischen Administration, in welcher früher die Amtshauptmänner zugleich die Pächter der großen Domänen waren und des Lebens goldenen Baum höher achteten, als die graue Theorie administrativer Form.

Die großen Domänenpachtungen hatte zwar der Herr von Wendenstein nicht mehr, wie seine Vorgänger, ein fester Gehalt hatte dieselben ersetzt und Vieles war anders, strammer, bureaukratischer geworden in der Landesverwaltung, — aber der alte Amtssitz auf dem Schlosse zu Blechow war ihm geblieben, ein nicht unbedeutendes Vermögen setzte ihn in den Stand, auf dem großen Fuße der alten hannöverischen Droste und Amtshauptmänner zu leben, und so hatte er, während er durch seine Kenntnisse und seinen klaren Verstand den neuen Anforderungen nach oben hin genügte, nach unten das alte Verhältniß so viel als möglich erhalten, und die persönliche Würde, das persönliche Vertrauen trug, erhielt und verstärkte bei ihm die dienstliche Autorität.

In dem großen Familienzimmer saß auf dem breiten Kanapee vor dem großen Tische, der sich bei der tiefer sinkenden Dämmerung immer heller in dem weißen Glanz der geselligen Lampe beleuchtete, die Herrin des Hauses, die alte Frau von Wendenstein, die würdige Lenkerin dieses alten, weiten, hallenden Hauses, mit den mächtigen Thüren, den ungeheuren Schränken und den alten ehrenfesten Bildern.

Eine einfache weiße Haube von schneeweißem Tüll, mit sorgfältig gefältelter Krause und silbergrauen Bän-

dern umrahmte das feine und etwas bleiche Gesicht der alten Dame, das, obwohl Frau von Wendenstein nur wenige Jahre jünger war, als ihr Gemahl, noch Spuren großer Schönheit um den feingeschnittenen Mund und die großen, mandelförmig geschnittenen blauen Augen zeigte. Das fast ganz graue, aber reiche Haar fiel, oben glatt gescheitelt, an beiden Seiten unter der Haube in einigen sorgfältig gehaltenen grauen Locken hervor, welche die alte Dame häufig mit der feinen weißen Hand leicht zurückstrich und neben der Haubenkrause ordnete. Die Züge dieses Gesichts drückten eine unendliche Milde und Weichheit aus, dabei aber auch eine solch' geordnete tiefe Ruhe, eine solch' gleichmäßige Sicherheit in Blick und Mienenspiel, daß bei dem Anblick dieser Frau, wie sie in dem einfachen, weder modernen noch altfränkischen schwarzseidenen Kleid, mit dem kleinen blendend weißen Halskragen und den schneeigen glatten Manschetten auf dem Sopha saß, die Hände mit der leichten weißen Stickerei auf dem Schooße ruhend und den Blick gedankenvoll, aber freundlich und klar, durch die Scheiben der Fenster auf den Abendhimmel gerichtet, — daß bei diesem Anblick Jedem, der das Haus betrat, ein duftiger Hauch der Häuslichkeit, der Ordnung, der Milde und der herzlichen Gastlichkeit entgegenströmen mußte. In diesem Hause

konnte kein unsauberer Fleck sein, kein verdorbenes Gericht und kein Abweichen von der geregelten Zeit und Stunde, — aber es konnte auch kein Kummer das Haupt eines Familienliedes umwölken, kein Leid das Herz bedrücken, welches das scharfe, treue Auge der Gattin und Mutter nicht erspäht, welches ein freundliches gutes Wort ihres Mundes nicht verscheucht oder erleichtert hätte.

So war die Herrin des alten Amtshauses zu Blechow. Neben ihr saßen zwei junge Mädchen, ihre Töchter, frische, blühende Gestalten von 18 und 15 Jahren; die eine in der entwickelten Schönheit der erwachsenen Jungfrau, die andere im Uebergang aus dem Kindesalter, Beide mit gleicher Einfachheit in schlichter Haustoilette, welcher die feine weiße und mit großer Sorgfalt gearbeitete und gestickte Wäsche, sowie die schön und geschmackvoll geordneten Haare eine vornehme Eleganz verliehen.

Bei den Damen saß der Auditor von Bergfeld, welcher dem Oberamtmann als Hülfsarbeiter bei der Amtsverwaltung beigegeben war und in dessen Familie nach der alten Sitte gastfreie Aufnahme gefunden hatte.

Draußen auf der Terrasse ging der alte Oberamtmann von Wendenstein auf und ab mit seinem ältesten Sohne, der, im Ministerium des Innern in

Hannover als Regierungsassessor und Referent beschäftigt, nach Blechow gekommen war, um den auf den nächsten Tag fallenden Geburtstag des Vaters, wie das seit Jahren Sitte war, im Kreise der Familie zu verleben.

Es war eine würdige und anziehende Gestalt, der alte Oberamtmann von Wendenstein. Das kurzgehaltene, graue, durchaus volle Haar umrahmte eine breite und stark gewölbte Stirn, unter welcher dunkle graue Augen so klug, scharf und streng, aber doch mit einem Anflug jovialer Heiterkeit hervorblickten und ein so lebendiges Feuer ausstrahlten, daß man dem alten Herrn, wenn man bloß seine Augen gesehen, gewiß zwanzig Lebensjahre weniger gegeben hätte. Seine scharf geschnittene lange Nase, sein breiter Mund mit vollen rothen Lippen und wunderbar konservirten Zähnen, seine frische Gesichtsfarbe vereinten sich zu einem lebensvollen Bilde von Willenskraft, Geist, Gesundheit und fröhlichem Lebensgenuß, das auf den ersten Blick Sympathie und Respekt zugleich einflößen mußte.

Er trug nach alter Sitte keinen Bart, einen einfachen Anzug von grauem Frühlingstoff und eine leichte Hausmütze. Die kräftige Rechte stützte sich auf einen starken Stock mit großer Elfenbeinkrücke, um den durch podagrisches Leiden etwas erschwerten Gang zu stützen,

— die einzige Schwäche in der gesunden und lebendigen Erscheinung des alten Herrn.

Neben ihm ging sein ältester Sohn — dem Vater in den Gesichtszügen unverkennbar ähnlich, — und doch durchaus verschieden in Allem.

Er trug bis auf den runden Hut einen vollkommen städtischen Anzug, glatt, einfach und tadellos, — sein Gesicht, bleicher als das des Vaters, trug einen stets gleichen Ausdruck höflicher Freundlichkeit und zurückhaltender Wichtigkeit. Sein Haar war glatt und sorgfältig gescheitelt, sein coteletteförmiger Backenbart in genauester Gleichmäßigkeit kurz gehalten und seine Bewegungen waren stets ruhig, vorsichtig, gemessen.

So war der Vater in seiner Jugend nicht gewesen, das sah man sogleich, aber es war auch eine andere, ganz andere Zeit, die den Vater hatte heranwachsen sehen, als die, welche den Sohn erzogen, — der Vater war eine Persönlichkeit — der Sohn ein Typus.

„Und Du magst sagen, was Du willst," rief der alte Herr von Wendenstein lebhaft, indem er stehen blieb und sich fester auf seinen Stock stützte, „diese neue Verwaltungsmethode, die immer tiefer einreißt, taugt nichts und führt zu nichts Gutem. Diese ewigen Anfragen zwingen uns zu Berichten, die eine unendliche Zeit fortnehmen und doch selten ein klares Bild

der Dinge geben, dieſe durch alle Inſtanzen laufenden Reſkripte, die oft ſehr ſtark neben den Nagelkopf treffen, nehmen der unmittelbaren Verwaltung des Landes alle Selbſtſtändigkeit, alle eigene Verantwortung und machen den Organismus zu einer Maſchinerie. Das Volk und das Land aber — die bleiben doch lebendiges Fleiſch und Blut und fügen ſich der Maſchine nicht, und ſo wird die Regierung von den Regierten entfremdet und die Beamten werden Schreiber, die ſich den Willen und Entſchluß dienſtlich abgewöhnen müſſen und rathlos daſtehen, wenn einmal Verhältniſſe an ſie herantreten, die eben nur durch Willen und Entſchluß beherrſcht werden können. Bis dann die gehorſamſte Anfrage durch alle Inſtanzen heraufgegangen und das hochgeneigte Reſkript vom grünen Tiſche heruntergekommen iſt, ſind die Dinge, die eben lebendig ſind und nicht im Aktenrepoſitorium zurückgelegt werden können, ihren Weg gegangen — und," fügte er mit jovialem Lächeln hinzu, „das iſt noch das geringſte Uebel, denn ſie gehen oft allein am beſten. — Die gute alte Zeit — nun, ſie hatte auch ihre vielen Mängel — aber darin war ſie doch beſſer. Die Beamten kannten das Volk und lebten mit ihm, ſie thaten, was nöthig war, nach den Geſetzen und nach ihrem Gewiſſen und man ließ ſie gewähren. Die Miniſter reisten durch das Land

— so einmal im Jahr und wußten besser, wie es da aussah und auf wen sie sich verlassen konnten, als sie's jetzt aus all' den weitläufigen Berichten erfahren. Nun," sagte er lächelnd nach einer kleinen Pause — „ich finde mich drein. Will man Berichte, man gibt mir ja Auditoren, die sie schreiben, und die Reskripte nehme ich mit schuldigem Respekt entgegen, aber verwalten thue ich doch nach alter Weise — und meine Unterthanen stehen sich gut dabei; ich glaube, in meinem Amtsbezirk wird man stets Alles in gehöriger Ordnung finden — in besserer, als in manchen anderen, wo die moderne Manier völlig eingebürgert ist."

Der Sohn hatte den Vater mit der in dieser Familie heimischen Ehrerbietung angehört, ohne jedoch verhindern zu können, daß hin und wieder ein halb ungeduldiges, halb mitleidig überlegenes Lächeln um seine Lippen zuckte. Als der Vater geendet, antwortete er in ruhigem Tone mit jener gleichmäßigen, halb pathetischen, halb monotonen Stimme, welche man bei den Vorträgen an den grünen Sessionstischen durch die ganze Welt überall da hört, wo es grüne Tische, Referenten und Akten gibt:

„Ich finde es sehr natürlich, lieber Vater, daß Du die alte Zeit liebst und sie vertheidigst, Du wirst mir doch aber auch gewiß darin Recht geben, daß die

Entwickelung der Zeit andere Anforderungen an die Verwaltung stellt. Die alte Naturalwirthschaft, welche die Basis der Nationalökonomie der früheren Generationen war, autonomisirte Land und Leute und trennte sie in verschiedene Gruppen; die Personen, die Genossenschaften bildeten besondere wirthschaftliche Elemente, die ihr eigenes gesondertes Leben lebten, und es war gewiß richtig, daß damals sich die Verwaltung dem Leben anschloß und ebenfalls gleichsam individualisirt wurde. Heute strebt das nationalökonomische Leben nach Konzentration, die gewaltigen Verkehrsmittel unserer Zeit, die sich in rapiden Progressionen täglich vermehren, verwischen die Grenzen von Raum und Zeit, die vordem die einzelnen Elemente des wirthschaftlichen Volkslebens trennten, die autonomischen Elemente fügen sich als Theile in das ineinandergreifende Ganze, und da muß denn doch auch die Regierung dieser Entwickelung des Lebens in Volk und Land folgen und eine schnellere Wechselbeziehung, eine schärfere Centralisation herstellen, es muß ein festes Prinzip, ein durchgehendes System in die Verwaltung gebracht werden, wenn das ganze Getriebe nicht stocken soll. Glaube mir, lieber Vater, es ist nicht die Regierung, welche das Leben in neue Formen hineinverwalten will, — es ist das Leben selbst, welches in seiner unwiderstehlichen Ent-

wickelung der Regierung eine andere, schärfere und schnellere Verwaltungsmethode zur Nothwendigkeit macht. Uebrigens," fügte er hinzu, „glaube ich nicht, daß unsere Ansichten so weit auseinander gehen, bei all' Deiner Vorliebe für die alte Zeit wirst Du doch mit der neuen sehr gut fertig, und der Minister sagte mir noch neulich, daß die Pünktlichkeit, Ordnung und Raschheit in Deiner Amtsverwaltung bewundernswerth sei und bei jeder Gelegenheit von der Landdrostei rühmlichst anerkannt werde."

Der alte Herr schmunzelte sichtlich geschmeichelt durch diese Wendung seines Sohnes, und sagte mit gutmüthigem Schmollen:

„Nun, fertig werden kann ich mit der neuen Zeit auch schon — aber ich lobe mir doch die alte, und was Du da sagst, das ließe sich Alles mit weit weniger System, Papier und Dinte machen. — Aber wir wollen uns darum nicht weiter streiten," fügte er hinzu, indem er seinem Sohn freundlich auf die Schulter klopfte, — „ich bin ein Kind meiner Generation, Du lebst in der Deinigen — jede Zeit drückt dem Menschen ihren Stempel auf, er mag wollen oder nicht; — schade nur, daß die heutige Zeit sich die Arbeit so leicht macht und alle ihre Kinder nach der Schablone formt — sie tragen den Fabrikstempel, nicht mehr das alte gute

Manufakturzeichen. — Doch, laß uns hineingehen, da kommt die Mama zur Thür, um mich zu rufen, und in der That, der alte böse Feind da" — er deutete mit dem Stock auf seinen Fuß, — „möchte mit der Abendluft eine Konspiration zu einer neuen Attake gegen meine alten Knochen machen."

Und langsam wendete er sich zur großen Thür des Familienzimmers, in deren Rahmen so eben seine Gattin erschienen war und mit sorgendem Blick nach ihm hin sah.

Er hatte dieselbe eben erreicht und war an ihrer Seite, von seinem Sohne gefolgt, in das Zimmer getreten, als Hundegebell vom Hofe her ertönte und bald darauf Stimmen auf dem Flur laut wurden.

Ein alter Diener in einer saubern, einfach grauen Livree öffnete die Thür und der Pastor Berger mit seiner Tochter trat in den Familienkreis. Der Oberamtmann ging dem geistlichen Herrn achtungsvoll und freundschaftlich entgegen und schüttelte ihm kräftig die Hand, worauf dieser die Dame des Hauses begrüßte, während seine Tochter von den jungen Mädchen umringt wurde.

„Wir kommen," sagte der Pastor, „um dem Lebensjahre, das Sie heute beschlossen, mein verehrter Freund, in gewohnter Weise ein freundliches Geleit zu geben, zum

Dank für alles Gute, das es gebracht — und wir bringen auch den Lieutenant mit, den wir auf der Landstraße aufgelesen — er ist nur als guter Kavallerist zunächst in den Stall gegangen, um sein Pferd unterzubringen." —

„Also ist er doch gekommen," sagte Frau von Wendenstein erfreut, „ich fürchtete schon, er möchte keinen Urlaub erhalten können." —

Die Thür wurde lebhaft geöffnet und mit raschem, klirrendem Schritt eilte der Lieutenant von Wendenstein auf seine Mutter zu, der er die Hand küßte und welche ihn herzlich umarmte. Dann trat er zu seinem Vater, der ihn auf die Wangen küßte und mit einem Ausdruck freudiger Genugthuung auf den blühenden jungen Mann blickte, der in gerader militärischer Haltung vor ihm stand.

„Ich komme spät," sagte der Lieutenant, „weil wir noch viel zu thun hatten. Die Kameraden lassen sich empfehlen, sie kommen morgen alle, um Dir zu gratuliren, lieber Vater, wenn es irgend angeht, denn wir haben gewaltig viel Arbeit aller Art, — die dießjährige Exerzirzeit soll früher gehalten werden, — die Ordre ist ganz plötzlich gekommen und Du kannst Dir denken, daß das keine geringe Unruhe hervorbringt."

Der Lieutenant wendete sich dann, nachdem er seinem Bruder freundlich die Hand gedrückt, zu seinen Schwestern und der Tochter des Pfarrers und war bald

mit den drei jungen Mädchen und dem Auditor von Bergfeld in eine heitere, oft von lautem Lachen unterbrochene Unterhaltung vertieft, während der geistliche Herr mit dem Oberamtmann und seinem ältesten Sohn sich zu der Dame des Hauses um den großen Tisch vor dem Sopha setzten.

„Das ist auch eine sonderbare Maßregel," sagte der Oberamtmann, „von der da mein Sohn soeben sprach und von der ich schon in der Zeitung las — diese Verfrühung der Exerzirzeit. — Die auswärtige Politik ist nicht mein Fach und ich habe mich stets wenig darum gekümmert — aber was diese Maßregel in der jetzigen Zeit der ernsten Krisis helfen soll, das verstehe ich nicht."

„Es ist ein Auskunftsmittel," sprach der Regierungsassessor mit der Miene eines Eingeweihten, „welche einer mehrseitigen Verlegenheit begegnen soll. Die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich wird täglich schärfer und die deutschen Regierungen wollen eine Mobilmachung der Bundeskontingente. Preußen verlangt von der anderen Seite strikte Neutralität, und da hat man diesen Ausweg gewählt, um der Mobilmachung zu entgehen und doch die Truppen schlagfertig unter der Hand zu haben, wenn der Konflikt ausbrechen sollte." —

„Allen Respekt vor Deiner ministeriellen Auskunft," sagte der Oberamtmann scherzend — „aber ich kann nicht einsehen, wozu das führen soll. Wenn Preußen die Neutralität verlangt, so wird es durch diese mindestens auffallende Maßregel fast ebenso beunruhigt und verletzt werden, als durch die Mobilmachung — für die militärische Schlagfertigkeit erreicht man viel weniger und Oesterreich mit seinen Verbündeten würde darin ein Ausschließen von ihrer gemeinsamen Aktion sehen. Ich sollte meinen, man müßte sich jetzt für eines oder das andere entscheiden. Kommt der kriegerische Konflikt nicht, — wie ich hoffe — so hat man nichts verloren, und kommt er doch — nun dann hat man wenigstens nach einer Seite Halt und feste Stellung. — Was mich betrifft," fügte er nachdenklich und ernster hinzu — „ich liebe die Preußen nicht, — wir Hannoveraner vom alten Schlage haben keine Sympathie für das preußische Wesen — ich bedauere, daß man unserer Armee die alte hannöverische Uniform ausgezogen und viel Preußisches bei uns eingeführt hat, ich bedauere noch mehr, daß jetzt der Herr von Bennigsen und seine Nationalvereinler uns ganz unter die preußische Spitze bringen wollen — aber ich möchte doch, daß wir auf vernünftig gutem Fuß mit dem großen und gefährlichen Nachbar stehen, und uns nicht in gewagte Unterneh-

mungen mit dem Oesterreicher einlassen, zu dem ich kein Vertrauen habe und von dem uns und Deutschland noch nichts Gutes gekommen ist, — vor Allem möchte ich nicht, daß wir uns in unserer gefährlichen exponirten Lage zwischen zwei Stühle setzen, — und — — Doch," fügte er sich unterbrechend hinzu, „das ist die Sache der Herren da oben. Unsern auswärtigen Minister, den Grafen Platen, kenne ich nicht, ich habe ihn einmal in Hannover gesehen und da schien er mir ein artiger, angenehmer Mann zu sein — aber Bacmeister, den kenne ich und verehre seinen Geist und Charakter hoch — was sagt denn der zu der neuen Maßregel?"

Der Regierungsassessor räusperte sich und erwiederte: „Diese Sache geht in ihrer politischen Bedeutung das Ministerium des Auswärtigen und in ihrer Ausführung das Kriegsministerium an, und ich weiß nicht, ob das Gesammtministerium in Betreff der Frage zusammengetreten ist, — jedenfalls habe ich von meinem Chef eine Ansicht über dieselbe nicht aussprechen hören — wie er denn überhaupt sehr vorsichtig in seinen Aeußerungen ist. Uebrigens glaubt man in Hannover noch durchaus nicht an den wirklichen Ausbruch des kriegerischen Konflikts."

„Gebe Gott, daß man Recht hätte," rief der Pastor Berger mit einem tiefen Athemzuge — „ein deutscher

Krieg, welch' ein gewaltiges Unglück wäre das — und ich wüßte in der That nicht, wohin sich meine Sympathieen wenden sollten, denn der Krieg möge ausfallen wie er wolle, so wird einer der mächtigen deutschen Rivalen die Oberhand in Deutschland bekommen. Ich kann dieß für das papistische Oesterreich mit seinen Kroaten, Panduren und Slaven nicht wünschen — meine unwillkürliche, persönliche Sympathie zieht mich zu unseren nordischen Brüdern, mit denen wir so viel gemein haben — aber daß der preußische Einfluß in Deutschland ohne Gegengewicht mächtig werde, kann ich wahrlich auch nicht wünschen, ist uns doch von Berlin der Rationalismus gekommen und bedroht doch die Union die ganze protestantische Kirche mit gefährlichem Indifferentismus. Gott erhalte, was wir haben, und erleuchte unsern König, daß er das Rechte wähle, um der reinen lutherischen Kirche eine sichere Stätte im lieben Hannoverlande zu erhalten!"

„Ja, Gott erhalte uns den Frieden! darum bete ich täglich," sagte die Frau von Wendenstein mit einem besorgten Blick auf ihren jüngeren Sohn, dessen fröhliches Lachen eben aus der in der Nähe des Fensters etablirten Gruppe der jungen Leute herübertönte — „welches Elend, welchen Jammer bringt der Krieg in alle Familien, — und was ist am Ende der Gewinn?

Ein Gewicht mehr auf der politischen Wagschale der einen oder der andern Macht. — Ich dächte, wenn Jeder darauf sinnen würde, in seinem Hause glücklich und zufrieden zu sein und Diejenigen glücklich und zufrieden zu machen, welche sein Wirkungskreis berührt, so würde die Welt besser bestellt sein, als wenn man sich um Dinge stritte und schlüge, die dem wahren menschlichen Glück doch so unendlich fern liegen."

„Da haben wir meine liebe Hausfrau," lachte der Oberamtman — „was ihr Haus, ihre Küche und ihren Keller nicht berührt, das ist unnütz und schädlich, und ginge es nach ihr, so würde das ganze Staatsleben ein großer Familienhaushalt und die ganze Politik würde in eine abgelegene Polterkammer zurückgelegt."

„Und hat meine verehrte Freundin nicht ganz Recht?" sagte der Pastor mit freundlichem Lächeln gegen Frau von Wendenstein — „ist es nicht der Frauen Aufgabe, des Friedens Werke zu üben und die Saat, die wir im Tempel des Herrn ausstreuen, im Hause zu pflegen und zu Blüte und Frucht zu treiben? Gott gab den Gewaltigen der Erde das Recht, das Schwert zu gebrauchen, das er in ihre Hand legte — die müssen thun, was ihre Pflicht ist und was sie dereinst verantworten können — aber ich muß glauben, daß der Ewige mehr Freude hat am friedlichen Glück

eines einträchtigen Hauses, als an den kunstreichen Schöpfungen der Politik und den blutigen Lorbeeren der Feldschlachten."

„Nun," sagte der Oberamtmann, „wir werden in dem Gange der Dinge nichts ändern, also denken wir vorläufig an uns und unseres Leibes Nahrung, die uns Allen gewiß gut thun wird."

Der alte Diener war an einer Seitenthür des Salons erschienen und hatte deren beide Flügel geöffnet, so daß man den daran stoßenden Speisesaal erblickte, in welchem sich eine weit und geräumig gedeckte Tafel, von schweren silbernen Armleuchtern erleuchtet, zeigte. Der kräftige Duft einer guten Küche drang zu den Versammelten und war so würzig und einladend, daß er unwillkürlich alle Blicke nach der offenen Thür lenkte.

Der Oberamtmann stand auf. Der geistliche Herr bot der Dame des Hauses die Hand und führte sie in den Speisesaal, der Oberamtmann und die übrige Gesellschaft folgte und bald saß man in dem einfachen, mit Hirschgeweihen und Rehkronen dekorirten Zimmer um die große gesellige Tafel und ließ der vortrefflichen Küche des Amtshauses und den edlen Proben der Schätze seines Kellers unter traulichen und fröhlichen Gesprächen, an denen dießmal die Politik keinen Antheil hatte, volle und allseitige Gerechtigkeit widerfahren.

Während die Gesellschaft des Oberamtmanns bei Tisch saß, herrschte in einem der größten und bedeutendsten Bauernhäuser des halbkreisförmigen Dorfes gegen die sonstige stille Gewohnheit dieser Gegenden ein reges Leben. Die große Diele des Hauses, welche noch weit offen stand, war hell erleuchtet und man sah dort verschiedene Gruppen junger Bursche und Mädchen in ihrem kleidsamen Sonntagsstaat; die kräftigen jungen Bauernsöhne in Jacken und pelzverbrämten Mützen, die Mädchen in kurzen, anschließenden Röcken und weißen Tüchern, die dichten Flechten der vollen Haare mit bunten Bändern durchwunden.

Immer kamen noch mehr junge Bursche und Mädchen aus dem Dorfe und schlossen sich den bereits auf der Diele Versammelten an, während andere Dorfbewohner, ältere Bauern, Frauen und Kinder vor dem Hause auf und ab gingen und dem geschäftigen Treiben im Innern zusahen.

Der alte Bauermeister Deyke, einer der Ersten an Besitz in Blechow, der, seit Jahren verwittwet, mit seinem einzigen Sohne Fritz den großen Hof bewohnte, ging auf der Diele von einer Gruppe zur andern in freundlicher Würde, und sein altes, starres, scharf markirtes Gesicht mit den schlauen, stechenden, dunkeln Augen unter den buschigen Brauen zeigte, wie es fähig

war, den verschiedenartigsten Ausdruck anzunehmen. Bald sah man auf demselben scherzhafte, muntere Gemüthlichkeit, wenn er dem Sohne eines reichen Großbauern die Hand drückte und ihm einen jener derben Späße in's Ohr raunte, zu denen der kräftige Alte aus seinen jüngeren Jahren sich Lust und Neigung bewahrt hatte, bald war es vornehm wohlwollende Herablassung, die seine Züge ausdrückten, wenn er einem der Geringeren ein freundlich aufmunterndes Wort im Vorbeigehen zurief, bald kalte und stolze Zurückhaltung, wenn er dem Bauernsohn eines Hauses, das nicht in ganz klarem Rufe stand, den Abendgruß bot, den die Gastfreundschaft seines Hauses nothwendig machte.

Mit weniger diplomatischer Würde bewegte sich sein Sohn Fritz unter den Gruppen, — ein schlanker, kräftiger Bursch mit guten, treuen blauen Augen und militärisch kurzgeschnittenem flachsblondem Haar, — er scherzte mit den Mädchen, und lustige Dinge mußten es sein, die er ihnen sagte, denn sie steckten die Köpfe zusammen und flüsterten und kicherten, daß sie dunkelroth im Gesicht wurden, noch lange nachdem der muntere Sohn des alten Großbauern sich längst zu einer andern Gruppe gewendet hatte, — und wenn er zu den Burschen trat und sie, zwei von ihnen unter die Arme greifend, zu dem langen Tische führte, der, am

Ende der Diele mit weißem Leinen bedeckt, Bierflaschen, Schinken, Brod und kaltes Rindfleisch in reicher Menge trug, so sah man in den Mienen Aller nur herzliches Wohlwollen und aufrichtige Freundschaft für den Sohn des gastlichen Hauses.

Es war eben auch ein prächtiger Junge, beliebt bei Jung und Alt, dieser einzige Sohn des alten reichen Deyke, der Erbe des schönsten Hofes im Dorfe, da war keines von all' den blühenden Mädchen aus den besten Bauernhäusern, das nicht mit Herzklopfen und stillen Hoffnungen nach ihm hingesehen hätte, da war kein Vater, keine Mutter im Dorfe, die ihn nicht mit tausend Freuden zum Schwiegersohn genommen hätten.

Er aber, der junge Erbe, ging ungerührt und unergriffen durch diesen ganzen Flor schöner Bauernmädchen hin, er scherzte und lachte mit allen, tanzte mit allen bei den ländlichen Festen, schenkte bald der Einen, bald der Andern einen Blumenstrauß aus seines Vaters sorgfältig gepflegtem Garten, ein Band oder ein Bild aus dem Kasten eines herumziehenden Hausirers, dessen ausgebreitete Herrlichkeiten die Wünsche der blechower Schönheiten rege machten, — aber näher trat er Keiner und noch nie hatte er merken lassen, daß er die freundlichen Blicke der Mädchen, die aufmunternden Bemerkungen der Väter und Mütter irgend

zu verstehen und zu berücksichtigen geneigt sei. Darum war keiner der jungen Burschen auf ihn neidisch — kam er doch keinem in's Gehege, benutzte er doch auch jede Gelegenheit, um mit ihnen im Wirthshause auf seine Kosten einen kameradschaftlichen Trunk zu nehmen, verwendete er doch die Thaler, die sein Vater ihm reichlich zukommen ließ, ebensoviel zum Vergnügen der Anderen, als zu seinem eigenen.

Die Gruppen der jungen Leute ordneten sich und ließen die Mitte der Diele frei, als der Schullehrer des Orts, ein alter einfacher Mann in schwarzem Rock und breitkrämpigem schwarzen Hut, in das Haus trat.

Der alte Bauer Deyke begrüßte den Lehrer mit der Manier eines Mannes, der den Stand und Charakter seines Gastes achtet, aber sich doch viel vornehmer und größer fühlt, als dieser, — sein Sohn sprang dem Lehrer rasch entgegen und rief, indem er ihm die Hand schüttelte: „Wir sind Alle fertig, Herr Niemeyer, und es wird Zeit, daß wir zum Schlosse gehen, es ist schon fast eine halbe Stunde, daß der Oberamtmann sich zu Tisch gesetzt hat, und bis wir hinkommen und uns aufstellen, geht noch eine halbe Stunde hin, — also vorwärts, vorwärts!"

Und mit rascher Geschäftigkeit ordnete er die jungen Burschen und Mädchen paarweise, — die Burschen

voran, gab Jedem eine Pechfackel, deren eine große Anzahl an der Seite der Diele bereit lag, und nachdem er sich mit Feuerzeug zum Anzünden derselben versehen hatte, ergriff er den Arm des Lehrers und stellte sich mit diesem und seinem Vater an die Spitze des Zuges, der schweigend nach dem Schlosse aufbrach, während in einiger Entfernung die neugierigen Dorfbewohner leise flüsternd folgten.

Im Speisezimmer des Oberamtmanns war indeß das fröhliche, gesellige Abendessen seinem Ende nahe. Der alte Diener öffnete auf einem Seitentische den Deckel der alten mächtigen Bowle von meißner Porzellan, aus welcher das liebliche Aroma des scharzhofberger Moselgewächses, vermischt mit dem Duft der reichlich darin schwimmenden Ananas, durch das Zimmer drang. Er entkorkte einige Flaschen Champagner, goß deren Inhalt in die Bowle, legte den großen silbernen Schöpflöffel in dieselbe und stellte das Gefäß mit seinem köstlichen Inhalt auf die Tafel vor den Oberamtmann, der die großen Krystallgläser für seine Tischgenossen füllte, nachdem er die Mischung nochmals versucht und durch eine Geberde der Zufriedenheit dem Getränk seine endgültige Genehmigung ertheilt hatte.

Der geistliche Herr erhob sein Glas, sog langsam und mit einem gewissen Respekt den würzigen Duft

ein, blickte einen Augenblick sinnend in die goldgelbe Flüssigkeit und sprach dann mit einer Stimme, welche die Mitte hielt zwischen der feierlichen Salbung des Geistlichen und dem Tone der freundschaftlichen Unterhaltung im geselligen Kreise: „Meine lieben Freunde! Unser verehrter Oberamtmann, um dessen gastlichen Tisch wir heute wie so oft traulich beisammen sitzen, tritt morgen ein neues Jahr seines thätigen und gesegneten Lebens an. Wir werden morgen dieß neue Jahr begrüßen — lassen Sie uns heute von dem vergangenen Abschied nehmen. Die Sorgen und Mühen, die es unserem Freunde brachte, sind vergangen und zu gutem Ende geführt, die Freuden und guten Stunden, die es so reichlich in seiner Hand trug, werden in freundlicher Erinnerung fortleben zur Stärkung und Erquickung in trüben Augenblicken, welche die Zukunft auch ihm bringen wird, wie allen Bewohnern dieser Erde, auf der Licht und Schatten mit einander ringen. So bleibe denn das Andenken des vergangenen Jahres im Segen und sei für uns Alle eine Mahnung, treu zu einander zu halten in Liebe und Freundschaft — weihen wir dem scheidenden Lebensjahre unseres lieben Oberamtmanns dieß stille Glas."

Und indem er sein Glas an den Mund setzte, leerte er es bis auf den Grund.

Alle folgten seinem Beispiele — Frau von Wendenstein und die Mädchen nicht ausgenommen, denn diese Damen, in gesunden, kräftigen und natürlichen Verhältnissen lebend, scheuten vor einem Glase edlen Weines nicht zurück, wie jene krankhaft zarten Repräsentantinnen des schönen Geschlechts in den Kreisen der städtischen Gesellschaft.

„Gott gebe, meine Freunde, daß wir am Schlusse des nächsten Jahres, das etwas wolkenschwerer heraufzieht, eben so froh und gemüthlich hier beisammen sein mögen als heute," sagte der Oberamtmann, indem eine tiefe Rührung über seine kräftigen, heitern Gesichtszüge hinzog und in seiner Stimme wiederklang — „doch nun," fügte er munter hinzu in dem Gefühl, daß die Tischunterhaltung nach diesem Scheidegruß an sein vergangenes Lebensjahr nicht wieder in Gang kommen könne — „lassen Sie uns aufstehen und die Friedens-Cigarre rauchen — Johann, nimm die Bowle mit, denn mit ihr wollen wir noch ein ernstes Wort reden."

Die Gesellschaft stand auf und begab sich in das große Familienzimmer zurück.

Hier waren die Thüren nach dem durch mehrere große Leuchter erhellten Flur weit geöffnet, und ebenso standen die mächtigen Flügel der Hausthür offen; so

daß man aus dem Wohnzimmer den Hof, mit dem alten Lindenbaum in der Mitte, sehen konnte.

Der ganze Hof glühte in dunkelrothem Flammenschein und man unterschied zwischen den hie und da von Dampf unterbrochenen Lichtwellen Gruppen von Menschen, denen die Bewegung der Flammenreflexe ein phantastisches Aussehen gab, und das Geräusch flüsternder Stimmen drang von dort herüber.

Der Oberamtmann blieb erstaunt, ja erschrocken stehen, denn sein erster unwillkürlicher Gedanke war eine Feuersbrunst auf seinem Hofe, — der alte Diener aber trat zu ihm heran und sagte halbleise: „Es sind die jungen Leute aus dem Dorf, welche dem Herrn Oberamtmann zum Vorabend seines Geburtstags eine Nachtmusik bringen wollen."

Der Oberamtmann hielt in der Bewegung, die er schon gemacht hatte, um sich eilig auf den Hof zu begeben, inne und eine freudige Rührung leuchtete aus seinem Auge. Der geistliche Herr, der wohl etwas von dieser Ueberraschung gewußt haben mochte, lächelte zufrieden der Dame des Hauses zu und die jungen Leute sahen neugierig nach dem Schauspiel im Hofe.

Kaum war jedoch der Oberamtmann in dem Wohnzimmer sichtbar geworden, so trat ein sekundenlanges tiefes Schweigen draußen ein. Unmittelbar darauf

aber erklang, von kräftigen und reinen Stimmen intonirt, die einfache, ergreifende Weise: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", und durch den weiten alten Flur drangen mit den glühenden Flammenlichtern der Fackeln die reinen vollen Töne des Chorals in das Wohnzimmer der Familie, während durch die großen Fenster der Gartenterrasse der helle Vollmond vom dunkeln Nachthimmel hereinschien und trotz des weißen Lichtes der Lampe helle Streifen auf dem Fußboden erscheinen ließ.

So stand der Oberamtmann da, im milden Licht seines wohnlichen Zimmers von den Seinen umgeben, während der sanfte Mondglanz wie ein Gruß des versinkenden Lebensjahres vom stillen Garten hereinfiel. War es ein Bild des künftigen Jahres, dieses unstäte, blutrothe Licht, welches den Hof erfüllte? — Doch aus diesem Feuerschein heraus tönt ja die trostreiche Weise des alten frommen Liedes, das schon so viele Menschenherzen gestärkt und getröstet hat, — mag die Zukunft kommen — bringt sie Kampf und Trübsal, so wird sie auch Trost und Stärke bringen.

So dachte der Oberamtmann, indem er sinnend hinausblickte.

Seine Gattin hatte sich an seine Seite gestellt, unwillkürlich hatten sich ihre Hände gefaltet und ihr ehrwürdiges Haupt sich leicht geneigt.

„Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Fährlichkeit.“ —

— erklang es von draußen herein. Die alte Dame warf einen Blick auf ihren Sohn, den Offizier, der mit strahlendem Auge hinaussah auf das wunderbare und eigenthümliche Bild der vom Fackelschein beleuchteten Gruppen auf dem Hofe. — Fester falteten sich ihre Hände, ihre Lippen bewegten sich wie im stillen Gebet und eine Thräne rann langsam über ihre Wange. Dann neigte sie das Haupt tiefer und hörte unbeweglich und andächtig den Choral zu Ende. —

Nachdem die ernsten Töne verklungen waren, löste sich die bis dahin unbewegliche Gruppe im Saale auf. Der alte Bauer Deyke und der Schulmeister traten ein. In ehrbarer, würdiger Haltung näherte sich der Bauermeister seinem Oberamtmann und sprach, während der Schullehrer, sich tief verneigend, hinter ihm stand: „Die jungen Leute da haben dem Herrn Oberamtmann zur Vorfeier seines Geburtstages eine Nachtmusik bringen wollen — der Schulmeister hat sie eingeübt“ — dieser verneigte sich hier abermals und machte den vergeblichen Versuch, so auszusehen, als wisse er nicht, daß Aller Blicke sich in diesem Augenblick auf ihn richteten, — „da sind sie gekommen und haben auch gefragt, ob es sich wohl schicke — und ich habe nichts

dagegen gesagt, denn der Herr Oberamtmann weiß ja, daß das ganze Dorf Antheil nimmt an seinem Familienfest — nun, und wir wissen ja, daß Sie sich freuen, wenn wir Ihnen zeigen, daß wir es gut mit Ihnen und der ganzen werthen Familie meinen; darum nichts für ungut, wenn wir die Unruhe da vor dem Hause machen und wenn" — er wendete sich zur Frau von Wendenstein — „die Frau Oberamtmännin erschrocken ist über den Ueberfall — aber der Schulmeister da sagte, eine Ueberraschung müßte es sein, sonst wäre gar nicht der rechte Sinn in der Sache."

„Ich danke euch, ich danke euch Allen von Herzen, mein guter alter Deyke!" rief der Oberamtmann lebhaft, indem er dem Bauern die Hand schüttelte — ihr habt mir eine rechte Freude gemacht und solchen Schreck, den verträgt meine Frau schon." —

„Gewiß," sagte Frau von Wendenstein, aus deren Augen wieder die gewohnte milde und ruhige Heiterkeit leuchtete, indem auch sie dem alten Bauern die feine weiße Hand reichte, welche dieser mit einer gewissen vorsichtigen Behutsamkeit ehrerbietig ergriff, „ich freue mich von Herzen mit an dem Zeichen der Liebe, das ihr meinem Manne bringt."

„Aber wo ist denn der Fritz?" rief der Lieutenant lebhaft, „ich müßte mich doch sehr wundern, wenn der

nicht dabei wäre, he! alter Deyke, wo ist der Junge, mein alter Spielkamerad?"

„Hier, Herr Lieutenant," rief die muntere Stimme des jungen Deyke und aus dem dunkleren Theile des Flurs trat die kräftige Gestalt des hübschen Bauernburschen über die Schwelle des Wohnzimmers — „ich freue mich, daß der Herr Lieutenant da sind und sich an mich erinnern."

Während der Lieutenant dem jungen Bauern entgegeneilte und ihn herzlich begrüßte, trat der Regierungsassessor mit einer gewissen steifen Freundlichkeit zu dem alten Bauern, der ihm ebenfalls derb die Hand schüttelte, und der Oberamtmann rief: „Aber nun für alle Welt zu essen und zu trinken auf den Hof, daß nur das junge Volk vergnügt ist, es soll doch nicht gesagt sein, daß meine Freunde, die mir so große Freude zu machen gekommen sind, trockenen Mundes vom Amtshause zu Blechow gehen!"

Frau von Wendenstein gab ihrer ältesten Tochter einen Wink, diese eilte hinaus und bald sah man die Mägde des Hauses in geschäftiger Eile mit Tischen, weißen Leintüchern, Tellern, Krügen und Flaschen nach dem Hofe eilen.

Der Schulmeister aber flüsterte dem alten Deyke etwas in's Ohr und dieser sagte: „Mit Verlaub, Herr

Oberamtmann, der Schulmeister bittet, daß mit der freundlichen Bewirthung möchte gewartet werden, bis sie die übrigen Lieder gesungen hätten, sonst möchte er sie nicht mehr so gut in Ordnung halten können!"

„Also noch mehr wollt Ihr singen?" rief der Oberamtmann vergnügt, „nun dann vorwärts also, Herr Niemeyer, setzt Euch zu uns, lieber Deyke, und trinkt ein Glas mit uns auf die alte Zeit!"

Und indem er einige Lehnstühle in die Mitte des Zimmers rollte, ließ er den Bauern neben sich und dem Pastor Platz nehmen. Der Lieutenant brachte Cigarren und der Regierungsassessor füllte die Gläser, der alte Bauer netzte seine Cigarre mit den Lippen und brannte sie mit weit gespitztem Munde vorsichtig an, stieß sein Glas an das des Oberamtmanns und des Pastors, leerte es zur Hälfte, indem er durch bedächtiges Kopfnicken seinen Inhalt anerkannte, und blieb dann gerade auf seinem Stuhl sitzen mit einer Miene und Haltung, welche ausdrückte, daß er die hohe Ehre wohl zu würdigen wisse, neben dem Oberamtmann und dem Pastor da zu sitzen, daß er sich aber auch wohl bewußt sei, der Mann zu sein, dem solche Ehre zukäme.

Der Schulmeister und der junge Deyke waren wieder hinausgeeilt, und bald drangen in vollstimmigen

Chören, richtig und sicher ausgeführt, die schönen einfachen Volkslieder jener Gegenden in den Saal.

Die drei Männer saßen in ihren Stühlen, Frau von Wendenstein hatte ihren Platz auf dem Sopha wieder eingenommen und hörte sinnend auf die melodiereichen Weisen, der Regierungsassessor stand mit dem Auditor von Bergfeld in einer Fensternische, die jüngere Tochter des Oberamtmanns war ihrer Schwester gefolgt, um ihr bei den Anordnungen zur Bewirthung der Sänger zu helfen, und der Lieutenant ging im Zimmer leise auf und nieder, dem Gesange zuhörend, man konnte ihm ansehen, daß er ungeduldig darauf wartete, sich unter die Gruppen draußen zu mischen und mit den jungen Burschen und Bauernmädchen, die er alle von Jugend auf kannte, zu scherzen und zu lachen.

Die Tochter des Pfarrers, von ihren jungen Freundinnen verlassen, war durch die große Thür auf die Terrasse hinausgetreten. Sie stand auf die Brüstung gelehnt und blickte zum Monde hinauf, dessen reiches Licht ihr schönes, sinnendes Gesicht mit silbernem Licht übergoß und ihre klaren Augen seltsam erglänzen ließ.

Nachdem der Lieutenant einige Male seinen Gang durch das Zimmer wiederholt hatte, trat er ebenfalls auf die Terrasse hinaus und sog in vollen Zügen die frische, reine Luft des Frühlingsabends ein, indem

sein Auge über die weite so wohl bekannte Ebene hinschweifte, die im hellen Mondlicht vor im dalag.

Da erblickte er die Gestalt des jungen Mädchens an der Brüstung der Terrasse und mit raschem Schritt eilte er zu ihr hin.

„Sie schwärmen im Mondschein, Fräulein Helene," rief er heiter, „erlauben Sie, daß ich mich daran betheilige — oder wollen Sie ganz allein sein?"

„Ich bin hierher gegangen," sagte die Tochter des Pfarrers, „weil der Mond mich immer unwillkürlich hinauszieht und auch höre ich den Gesang hier lieber aus der Ferne — übrigens schwärmte ich wirklich ein wenig," fuhr sie lächelnd fort, indem sie sich von der Brüstung, auf die sie sich gelehnt hatte, aufrichtete, „meine Gedanken waren weit von hier, dort oben bei den Wolken."

Und sie deutete mit der Hand nach einer großen schwarzen Wolkenschicht, welche finster vom Horizont heraufstieg bis in die Nähe des Mondes, dessen Licht ihre Spitzen mit Silberglanz erhellte — es sah aus wie ein schwarzer Mantel mit lichtglänzendem Saum.

„Das bin ich von Ihnen gewohnt," rief der Lieutenant, „daß Ihre Gedanken weit hinaus gehen und weit hinauf und ich höre Ihnen so gern zu, wenn Sie etwas schwärmen, das bringt mich in so eine eigene

Welt, die ich liebe und die mich anspricht, die ich aber allein nicht finden kann, — es ist wie in den Kindermärchen, wo man in wunderbare Gärten nur gelangen kann, wenn man das Zauberwort ausspricht, vor dem sich das Felsenthor öffnet, — Sie haben dieß Wort und Sie wissen, schon als Kind war ich nicht glücklicher, als wenn ich Ihnen zuhörte, wie Sie mir Ihre Gedanken erzählten, die mich so weit weg führten aus der täglichen Umgebung, — erzählen Sie mir auch jetzt ein wenig, was Sie mit den Wolken da oben gesprochen haben."

„Sehen Sie," sagte das junge Mädchen, indem ihr Blick sich aufwärts richtete und Bildern zu folgen schien, die vor ihrem innern Auge auftauchten, — „sehen Sie die schwarze Wolke dort, die so ruhig und still daliegt im freundlichen Licht des Mondes — ein Bild des Friedens, man sollte glauben, daß das ewig so gewesen ist und ewig bleibt — und doch in wie kurzer Zeit ist die Wolke weit, weit fortgezogen über das Land hin, — wird sie Segen und Fruchtbarkeit bringen oder wird sie in wildem Unwetter Verderben und Zerstörung über die Felder ergießen und die Hoffnung des Landmanns zerstören? Niemand weiß es — aber fortziehen wird sie aus dem stillen hellen Strahl des Mondes, der jetzt so friedlich auf ihr ruht — und

der hier noch nach Jahren ebenso leuchten wird. — So ist das Leben, so ist das Schicksal der Menschen," fuhr sie wehmüthig fort, „heute im freundlichen Licht — in kurzer Zeit fern im wilden Wetter."

„Immer traurige Gedanken," sagte der Lieutenant, indem er leicht lächelte, während ein Widerschein des schwärmerischen Ausdrucks, der von dem Gesicht des jungen Mädchens strahlte, über seine Züge flog, — „immer ernst — aber doch schön," fuhr er nachdenklich fort, — „wenn ich nur wüßte, wo Sie immer so sonderbare Gedanken hernehmen!"

„Sollten sie mir heute nicht kommen," erwiederte sie, wo so viel von Kriegsgefahr und von der drohenden Zukunft gesprochen ist, — wie bald vielleicht wird manches friedliche Licht verschwinden wie der Mond, wenn die schwarze Wolke höher steigt!"

Der junge Offizier war ernst geworden und blickte einen Augenblick schweigend vor sich hin.

„Wie sonderbar!" sagte er dann — „der Krieg das ist ja mein Handwerk und ich habe immer darauf gehofft, daß es einmal einen frischen, fröhlichen Krieg geben möchte, statt des langweiligen Garnisonslebens — aber was Sie da sagen, das macht mich fast traurig — sind wir Soldaten nicht die schwarze Wolke, die da fortzieht aus dem freundlichen Mondlicht, um

Unheil und Verderben zu verbreiten und so viele Hoffnungen zu zerstören? — Und trifft uns vielleicht selbst nicht der Blitz, der im Schooße der Wolke ruht?"

„O, daß es menschlicher Macht vergönnt wäre," rief die Tochter des Pfarrers lebhaft, „den Zug der Wolken zu lenken und das Schicksal der Menschen zu Licht und Frieden zu führen — doch," sagte sie nach einer Pause — „wie das silberne Mondlicht sich dort auf die schwarze Wolke legt, so können wir mit unseren Wünschen und Gebeten Diejenigen begleiten, welche der Sturm des Schicksals in die unbekannten Fernen zieht — und das ist der Trost Derer, die zurückbleiben." —

Der Lieutenant schwieg. Sein Auge haftete mit träumerischem Erstaunen auf den wunderbar belebten Zügen des jungen Mädchens, das, im weichen Licht wie von Verklärung übergossen vor ihm stand, er trat langsam einen Schritt näher zu ihr hin — da schwieg der Gesang, laute Stimmen und Gläserklirren tönte vom Hofe herüber und die Töchter des Oberamtmanns traten auf die Terrasse. Der Lieutenant und Helene wendeten sich rasch um und gingen ihnen entgegen.

Der Oberamtmann war auf den Flur getreten und dankte nochmals allen Sängern herzlich für die Freude, die sie ihm gemacht, indem er sie zugleich auf-

forderte, sich nach dem Gesange den Gaumen anzufeuchten — dann mischte sich die ganze Gesellschaft unter die Gruppen der Bauern und laute fröhliche Unterhaltung, helles Lachen und klirrendes Anstoßen schallte durch den weiten Hof.

Der Lieutenant war langsam in den Saal getreten und blieb dort eine Weile ernst und nachdenklich stehen, während seine Schwestern mit der Tochter des Pfarrers zu den jungen Mädchen des Dorfes traten und mit Allen freundliche Worte wechselten.

Auch der Regierungsassessor trat zu den jungen Bauern und wußte den Ton der Unterhaltung mit ihnen ganz gut zu treffen, hatte er doch seine Jugend unter ihnen verlebt — auch sprachen sie offen und ohne Zurückhaltung mit ihm, aber es war eine gewisse feierliche, ceremonielle Unterhaltung, welche in ruhigem Tone geführt wurde und welche sich langsam und gemessen von einer Gruppe zur andern fortsetzte.

Laute Fröhlichkeit aber begrüßte den Lieutenant, als er nach einiger Zeit ebenfalls in den Hof trat und von seinem Jugendgespielen Fritz Deyke begleitet unter den jungen Bauern umherging, die sich in straffer militärischer Haltung vor ihm aufstellten, nach der Anweisung einiger älterer gedienter Kavalleristen.

So war Alles Leben und Fröhlichkeit. Endlich

sah sich der Lieutenant von einer Gruppe junger Leute umgeben, als deren Wortführer Fritz Deyke ihm einen Wunsch vorzutragen schien. Der Lieutenant lachte, nickte zustimmend mit dem Kopf und trat dann zu seinem Vater:

„Die Leute möchten gern das Hannoveranerlied singen, Papa, aber sie wollen, daß Du es ihnen besonders erlaubst, sie wissen nicht, ob es sich schickt, wie sie sagen."

„Ob es sich schickt?" rief der Oberamtmann heiter und laut, „gewiß schickt es sich und gleich sollen sie anfangen."

Fritz Deyke, der dem Lieutenant gefolgt war, eilte zu den andern Burschen, diese stellten sich im Halbkreis vor die Thür des Hauses und bald erscholl jenes eigenthümliche Lied, dessen Textworte kaum verständlich sind und oft ad libitum verändert werden, das aber von den hannöverischen Bauern und Soldaten bei jeder fröhlichen Gelegenheit mit besonderer Vorliebe gesungen wird.

Der Oberamtmann freute sich von Herzen des fröhlichen Liedes, das die munteren Burschen mit aller Kraft ihrer Lungen erklingen ließen. Er und der Lieutenant sangen den Refrain mit und

„Da sah'n wir von Weiten
Unsern König schon reiten,
Er rief nach seinem Brigadier,
Lustige Hannoveraner seien wir."

erklang es laut in die Nacht hinein vom alten Amtshause zu Blechow.

Dann zogen langsam und in lauter Unterhaltung die Sänger und die Neugierigen nach dem Dorfe zurück, der Pastor und seine Tochter verabschiedeten sich, um nach dem stillen Pfarrhause zurückzukehren, und bald lag das Schloß in tiefem Schatten und stiller Ruhe.

Frau von Wendenstein küßte ihren jüngsten Sohn innig auf die Stirn, als er ihr gute Nacht sagte, und leise flüsterten ihre Lippen, als sie sich zurückzog:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf Ihn alle Zeit,
Den wird Er wunderbar erhalten
In aller Noth und Fährlichkeit."

Der Lieutenant aber saß noch lange schweigend und nachdenkend auf dem alterthümlichen tiefen Lehnstuhl in seiner Schlafkammer, und als er endlich zu Bett gegangen und eingeschlafen war, sah er sich im Traum auf einer schwarzen Wolke vom Sturmwind erfaßt, weiter und weiter in die Ferne getragen, Blitze zuckten um ihn her und der Donner umbrauste ihn, und immer weiter zog es ihn fort von der hellen leuchtenden Mondscheibe, die ihm ihren milden Strahl nachsandte.

Drittes Kapitel.

Zahlreiche Equipagen eilten dem Ballhofsplatze hinter der kaiserlichen Hofburg in Wien zu und hielten nach einander vor dem durch zwei große Gaslaternen hell erleuchteten Portal der Staatskanzlei. Vornehm rollten große Karossen mit Kutschern und Lakaien in den verschiedensten Livreen heran, der Portier in dem langen hellblauen goldgestickten Rock mit dem großen Stabe eilte an die Schläge, die Damen in reicher Soiréetoilette, in weite Mäntel und Capuchons eingehüllt, entstiegen den Wagen und eilten durch das große Portal, um rechts die mächtige Treppe hinaufzusteigen zu den oberen Räumen des weiten Palais, in welchem Kaunitz und Metternich das «Austria est imperatura orbi universo» zur Wahrheit zu machen gestrebt hatten und welches jetzt der Feldmarschalllieutenant Graf Mensdorff-Pouilly als Minister des kaiserlichen Hauses und des Aeußern bewohnte.

Dazwischen fuhren „fesche" Fiaker an, welche die

Herren in Wien, und wenn sie die schönsten Marställe besitzen, ausschließlich zum Gebrauche in der Stadt benutzen, und der Portier eilte ihnen nicht minder eifrig entgegen, als den vornehmen Equipagen.

Einem dieser Fiaker entstieg ein junger Offizier in der bunten, kleidsamen, in Grün, Scharlach und Gold schimmernden Ulanen-Uniform. Er zog den großen weißen Mantel aus, warf ihn in den Wagen zurück und befahl dem Kutscher, ihn in der Nähe des Burgplatzes zu erwarten.

Dann stieg er, einen letzten Blick auf seinen untadelhaften Anzug herabwerfend und den noch sehr feinen schwarzen Schnurrbart leicht zwischen den Fingern heraufwirbelnd, die Treppen hinan, lustig und siegesgewiß, wie es ein junger Ulanenoffizier immer und überall, auf dem Parket wie zu Pferde sein muß und wie es dieser Offizier vor vielen Andern zu sein ganz besondern Grund hatte.

Denn der Lieutenant von Stielow, ein Mecklenburger und seit einigen Jahren, wie viele seiner norddeutschen Altersgenossen, im österreichischen Militärdienst, hatte vor einem Jahre von einem kinderlos verstorbenen Oheim in seinem Vaterlande einen so bedeutenden Majoratsbesitz ererbt, daß die Ziffer seiner jährlichen Revenüen selbst unter der an große Vermögen gewöhnten österreichischen Aristokratie Aufsehen erregt hatte und

daß, so sehr man sich in diesen Kreisen sonst den Fremden gegenüber in kalter Höflichkeit abschließt, diesem außerdem schönen und liebenswürdigen jungen Manne, der durch eine feine norddeutsche Bildung unter seinen österreichischen Alters- und Standesgenossen sehr vortheilhaft hervorstach, sich die vertraulichere Intimität der Familien des wiener hohen Adels geöffnet hatte, namentlich derjenigen, in welchen man einige Töchter zu verheirathen hatte.

Es war also sehr natürlich, daß der junge Mann, dem das Leben so heiter sich öffnete, fröhlich und zuversichtlich die große Treppe der Staatskanzlei heraufstieg, um sich zu einer jener beschränkteren Soiréen zu begeben, in welchen die Gräfin Mensdorff außer den großen offiziellen Empfangsabenden die ihr näher stehende wiener Gesellschaft vereinigte und welche, wenn auch einen mehr privaten Charakter tragend, doch von Allem, was zur politischen Welt gehörte, sehr gesucht waren, weil man hoffte, hier irgend einen Zipfel des Schleiers heben zu können, in welchen während jener Tage bewegter Spannung und Erwartung die verschiedenen diplomatischen Lager ihre Thätigkeit einander gegenüber einhüllten, sich den Anschein gebend, als passire nichts in der Welt, wodurch die gemüthliche Ruhe des geselligen Verkehrs gestört werden könnte.

Die Lakaien in der einfachen, tadellos eleganten Livree des Mensdorff'schen Hauses öffneten die Thüren zu dem mit der Wohnung der Gräfin zusammenhängenden kleineren Appartement und der Lieutenant von Stielow trat in den hell erleuchteten, mit bunten und frischen Damentoiletten, blitzenden Uniformen und schwarzen Civilanzügen in mannigfaltigen Gruppen erfüllten Salon.

In dem zweiten, an den ersten größeren Salon anstoßenden Zimmer, das mit allen jenen tausend comfortabeln Kleinigkeiten ausgestattet war, die zu dem täglichen Wohnraum einer vornehmen Dame gehören, saß in einem nicht großen, niedrigen Divan die Gemahlin des Ministers, eine geborne Prinzessin Dietrichstein, eine Dame von äußerst aristokratischer Erscheinung, und empfing ihre Gäste mit jener natürlichen ungezwungenen und freundlichen Gemüthlichkeit, welche der vornehmen Gesellschaft Wiens eigen ist, wenn sie sich unter sich befindet.

Neben der Gräfin Mensdorff saß eine volle, üppige Gestalt, in schwarzer reicher Toilette, an der jedoch ohne Ueberladung angebrachte farbige Steine von fürstlichem Reichthum den Gedanken an Trauer ausschlossen.

Das bleiche Gesicht dieser Dame, von schwarzen vollen Locken umrahmt, war von wunderbarer Schön-

heit, aber tiefem Ernst, und ihre ebenholzschwarzen großen Augen voll Feuer und Ausdruck schienen sich nicht voll Lust und Freudigkeit dem Leben zuzuwenden, sondern blickten mit jenem schwärmerischen, sinnenden Ausdruck vor sich hin, den man oft auf alten Bildern von Aebtissinnen geistlicher Orden bemerkt.

Es war die Fürstin Obrenowitsch, die Gemahlin des Fürsten Michael von Serbien, welche von ihrem Gemahl getrennt mit ihrem jungen Sohn in Wien lebte. Eine geborne Gräfin Huniady, voll des lebenswarmen ungarischen Blutes und in allen Zirkeln der ersten Gesellschaft Wiens mit offenen Armen empfangen, trotz der Trennung von ihrem Gemahl durch Beweise von dessen hoher Achtung bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, schloß diese schöne Dame voll Geist und Leben sich dennoch, ohne der Welt völlig zu entsagen, in ein häusliches, zurückgezogenes Leben ein, bei welchem sie vor Allem ihre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Erziehung ihres jungen Sohnes, des dereinstigen Erben des serbischen Fürstenhutes, widmete. Es war daher immer ein évènement, wenn man die schöne, fromme und stolz abgeschlossene Fürstin in den Salons der wiener Aristokratie sah.

Vor den Damen stand ein nicht großer Herr in den Sechzigern. Er trug die graue, knapp anschließende

Uniform eines österreichischen Feldmarschalllieutenants, auf welcher das einfache Maria-Theresienkreuz neben dem Kommandeur des Leopoldordens und dem Maltheserkreuz glänzte. Sein rothes volles Gesicht, das auf einem auffallend kurzen Hals aus dem eng zugeknöpften Uniformkragen hervorsah, trug den Ausdruck unverwüstlicher Laune und Heiterkeit, seine dunkeln, blitzenden Augen funkelten voll Leben und lustiger Bosheit, der kurze Schnurrbart und das volle Haar waren schneeweiß und sein Kopf war so kurz geschoren, daß das bürstenartige weiße Haar auf dem rothen vollen Gesicht zu dem treffenden und in der wiener Gesellschaft verbreiteten Vergleich Anlaß gegeben hatte, des Feldmarschalllieutenants Reischach Kopf sehe aus wie eine überzuckerte Erdbeere.

Der Feldmarschalllieutenant Baron Reischach, einer der tapfersten Offiziere der österreichischen Armee, zum aktiven Dienst jetzt untauglich durch die vielen Wunden, mit denen sein ganzer Körper übersäet war und die ihn häufig viel leiden ließen, lebte in der wiener Gesellschaft als ein überall gern gesehener Hausfreund, der es möglich machte, an den verschiedensten Orten zu sein, der Alles wußte, was nur irgend zu wissen war, und der durch seine spaßhaften Geschichten aus jedem Kreise die Langeweile zu verscheuchen verstand.

Machte man Vormittags eine Visitentournée, so war man sicher, ein oder gar mehrere Male mit dem Baron Reischach zusammenzutreffen, der es nie unterließ, sich nach dem Befinden aller seiner alten Freundinnen zu erkundigen, ihnen die Tagesneuigkeiten zu bringen und kleine Attentions zu erweisen. Abends war er im Burgtheater zu finden und man sah ihn in den Zwischenakten in den Logen der älteren Damen der wiener Gesellschaft erscheinen, wobei er indeß immer noch Zeit fand, einen Blick auf die Bühne zu werfen und der einen oder der andern unter den ersten Schauspielerinnen ein Kompliment über ihre Toilette oder ihr Spiel zu sagen — nach der Theaterzeit fand man ihn in den Salons — bald einen großen Raout durcheilend, hier ein Bonmot lancirend, dort eine pikante Neuigkeit einsammelnd, bald auf eine Viertelstunde an dem Theetisch eines kleinen Zirkels verweilend und das Füllhorn seiner unerschöpflichen launigen Geschichten leerend. Noch später war er dann zu finden in einem gemüthlichen Winkel des Speisesaals im Hotel zur Stadt Frankfurt, bei einem Glase alten Ungarweins, wo er die Seele eines jovialen Abendzirkels bildete, dessen Kern aus den Grafen Wallis, Fuchs und Wrbna bestand.

So war der Feldmarschalllieutenant Baron Rei-

schach, der da, die Hand mit dem grünbebuschten Hut auf den Säbel gestützt, vor den Damen stand.

Etwas sehr Spaßhaftes mußte er ihnen gesagt haben, denn die Gräfin Mensdorff lachte laut, und selbst über das ernste Gesicht der Fürstin von Serbien flog ein leichtes Lächeln.

„Nun erzählen Sie uns aber, Baron Reischach," sagte die Gräfin Mensdorff, „was Sie für Beobachtungen heute an der Burg gemacht haben — nicht wie die Wolter gespielt hat, — das wissen wir schon, die ist ja für Sie immer süperbe, unvergleichlich — nein, sagen Sie uns ein wenig, was Sie sonst im Hause und in den Logen beobachtet haben — da ist gewiß wieder sehr Vieles passirt oder nicht passirt, was Sie uns zu erzählen haben. Sie sehen, Sie haben die Fürstin schon zum Lächeln gebracht, machen Sie sie ganz heiter."

Der Feldmarschalllieutenant erwiederte mit leichter Verbeugung gegen die Fürstin Obrenowitsch: „Ich weiß nicht, ob die Fürstin einem Weltkinde wie mir lange zuhören möchte — übrigens passirte auch gar nichts. Unser junger mecklenburgischer Ulane war sehr lange in der Loge der Gräfin Frankenstein und sprach sehr lebhaft mit der Comtesse Clara, was einige unserer Freundinnen, die Sie kennen, sehr zornig machte. Ich sah —"

Hier wurden die weiteren Mittheilungen des Feldmarschalllieutenants durch den Gegenstand seiner Beobachtungen, den jungen Ulanenoffizier von Stielow, unterbrochen, der herantrat, um die Gräfin Mensdorff zu begrüßen.

Diese lächelte. „Wir sprachen von Ihnen, Baron Stielow, man will Sie heute Abend im Burgtheater so beschäftigt gesehen haben, daß Sie der Wolter nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken konnten, — was der Herr von Reischach sehr übel genommen hat."

Der junge Offizier erröthete leicht, grüßte den Feldmarschalllieutenant in militärischer Haltung und sagte: „Seine Excellenz ist ein sehr scharfer Beobachter, wenn er mir die Ehre erzeigt hat, mich zu bemerken — ich war nur kurze Zeit in der Burg und habe dort nur einige Bekannte in ihren Logen besucht."

Herr von Reischach's neckische Bemerkung, welche er auf der Zunge zu haben schien, wurde durch das Herantreten eines großen Herrn in der Generalsuniform und einer schlanken eleganten Dame unterbrochen, welche kamen, um die Dame des Hauses zu begrüßen, und dem Herrn von Stielow die Gelegenheit gaben, sich zurückzuziehen und der Fortsetzung des begonnenen Gesprächs auszuweichen.

Es war der Graf Clam Gallas, welcher soeben

mit seiner Gemahlin, einer jüngeren Schwester der Gräfin Mensdorff, erschienen war. Der Graf, eine hohe Gestalt, bei dem die Uniform nicht die Nonchalance des großen österreichischen Kavaliers einzuengen im Stande war, einen fast habsburgischen Typus in den Gesichtszügen, mit dem goldenen Vließ dekorirt, reichte seiner Schwägerin mit kordialer Einfachheit die Hand, während seine Gemahlin, eine nicht mehr ganz junge Dame von selten eleganter Figur und wunderbar konservirter Schönheit, sich neben der Fürstin Obrenowitsch in einem Fauteuil niederließ.

„Wo ist denn der Mensdorff," fragte der Graf Clam Gallas, „ich habe ihn nicht gesehen — er ist doch nicht wieder krank geworden?"

„Er wurde zum Kaiser gerufen," erwiederte die Gräfin, „und wenn er zurückkommt, wird er wohl noch Einiges zu erledigen haben — ich habe ihn schon entschuldigt, — er wird aber wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen."

„Ich habe Wunderdinge von Ihrem Fest in Prag gehört, Gräfin," wendete sich der Feldmarschallleutenant von Reischach an die Gräfin Clam — „man kann nicht genug davon erzählen, die Gräfin Waldstein, die ich heute bei der Fürstin Lori Schwarzenberg traf, war noch ganz enchantirt davon."

„Ja, es war sehr gelungen," sagte die Gräfin Clam, „und hat uns Allen viel Freude gemacht. Wir hatten die Idee," fuhr sie fort, indem sie sich zur Fürstin Obrenowitsch wendete, „in Prag Wallenstein's Lager aufzuführen, — das ist nun allerdings schon recht oft aufgeführt und würde nichts Besonderes sein — das Eigenthümliche dabei war aber, daß die Vertreter der Wallenstein'schen Armee, welche Schiller so wunderbar lebendig im Geiste jener Zeiten uns vorführt, von lauter Abkömmlingen der Feldobersten des dreißigjährigen Krieges dargestellt wurden. Es kam dadurch eine ganz besondere Bedeutung und ein ganz besonderer Geist in die Vorstellung — ich versichere Sie, wir waren Alle angeweht vom Hauch der Vergangenheit, und sowohl die Darstellenden wie die Zuschauer befanden sich in wirklich gehobener Stimmung. Der Geist des alten mächtigen Oesterreichs stieg waffenklirrend vor uns empor, und wenn die schwedischen Hörner geblasen hätten, so wäre die ganze Gesellschaft zu Pferde gestiegen, um hinaus zu reiten wie ihre Vorfahren."

„Ja," sagte der Graf Clam, „es war ein mächtiger Eindruck, den wir Alle empfanden — nun, wenn's Gott will, wird ja wohl die Zeit kommen, wo wir noch einmal den österreichischen Degen ziehen können,

um kaiserlicher Majestät wieder zu ihrer Stellung im Reich zu verhelfen. Mir will es scheinen, als ob die Zeichen der Zeit nach Sturm aussähen und als ob wir reiten werden."

Eine augenblickliche Stille trat ein. Herr von Reischach sah ernst vor sich hin und schwieg, wie immer, wenn von Politik und kriegerischer Aktion die Rede war — es that das dem alten Soldatenherzen weh — konnte er doch mit seinen zerhauenen und zerschossenen Gliedern nicht mehr dabei sein.

Die Gräfin Mensdorff in feinem Takte wollte in ihrem Salon politischen Erörterungen keinen Raum geben und unterbrach die kleine Pause, indem sie sich lächelnd zu dem Feldmarschallieutenant von Reischach wendete:

„Schade, daß Sie nicht dort waren, Baron Reischach, Sie hätten gewiß den Kapuziner vortrefflich gegeben und der sündigen Welt Moral gepredigt."

„Ohne Zweifel," sagte der Feldmarschallieutenant und fügte mit komischem Pathos hinzu: Contenti estote, begnügt euch mit eurem Kommißbrode!"

„Ja, wenn eine Gänseleberpastete darauf liegt und ein alter Ungar daneben steht," lachte Graf Clam, — „dann läßt er das Kommißbrod liegen."

«Nullum vinum,» rief Herr von Reischach mit

der Hand abwehrend und den Kopf schüttelnd — «nisi hungaricum!» fügte er dann leiser, sich gegen die Fürstin Obrenowitsch verneigend, hinzu, welche durch ein leichtes Lächeln für das ihren heimischen Reben gezollte Kompliment dankte.

Neue Gäste traten hinzu, der Kreis der Damen vergrößerte sich und der Graf Clam ging mit dem Baron Reischach plaudernd in den vorderen Salon.

Hier waren die sämmtlichen Damen- und Herrengruppen im lebhaften Gespräch, — die jüngere Welt mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die älteren Damen das Treiben der jüngeren beobachtend und die Herren forschende Blicke nach den Mitgliedern des diplomatischen Korps richtend, welche mit einander bald flüchtige Worte wechselten, bald in längerem Gespräche verweilten.

In der Mitte des Salons unter der reich erleuchteten Krystallkrone stand der französische Botschafter, Herzog von Gramont, eine hohe Gestalt von untadelhafter, beinahe militärisch gerader Haltung, den weißen Stern der Ehrenlegion auf dem schwarzen Frack, das breite dunkelrothe Band über der Brust. Ein kurzer schwarzer Backenbart rahmte sein längliches, fein geschnittes Gesicht ein, das jenen Typus der altfranzösischen Aristokratie trug — anmuthige Freundlichkeit

mit vornehm zurückhaltender Würde. Sein sehr kleiner, schön geschnittener Mund wurde durch einen spitzen, aufwärts gedrehten Schnurrbart leicht beschattet, seine Stirn war hoch und frei, aber mehr sanft gerundet als kühn gewölbt, aus seinem dunkeln Auge blickte jene phlegmatische Sorglosigkeit, welche ebenfalls ein Erbtheil des alten französischen Adels ist und ihn in so vielen Phasen der Geschichte dahin geführt hat, die wichtigsten und ernstesten Dinge mit einer Leichtigkeit zu behandeln, die man sich oft nicht zu erklären weiß. Sein noch vollkommen schwarzes Haar war in sorgfältig geordneter Coiffure über der Stirne in eine Art von kleinem Toupé zusammengefaßt, das seiner ganzen Erscheinung noch mehr den Stempel jener altfranzösischen grandseigneurs aufdrückte, welche in der Umgebung der großen, mächtigen Prunkgemächer und der gerade geschnittenen, steifen Parkalleen ein so leichtes und anmuthig sorgloses Leben zu führen verstanden.

Der Herzog stand einen Augenblick allein, die Gesellschaft musternd, als, das Gespräch mit einigen Damen beendend, ein Herr in mittleren Jahren auf ihn zutrat, dessen scharf markirtes, mageres Gesicht bei Weitem nicht die sorglose, vornehme Ruhe des französischen Botschafters ausdrückte, vielmehr in stetem Wechselspiel der Züge sich veränderte. Er trug einen Backen-

bart und sein dunkelblondes Haar hatte jenen eigenthümlichen Schnitt und Fall, den man bei norddeutschen Militärs findet. Er war kleiner als der Herzog, seine Bewegungen lebhaft und gewandt, seine Toilette von untadelhafter Einfachheit und über seine Brust lief das breite weiß und orange Band des preußischen rothen Adlerordens.

Herr von Werther, der preußische Gesandte, begrüßte den Herzog mit ausgezeichneter Höflichkeit, aber ohne jene Vertraulichkeit, welche ein näheres persönliches Verhältniß andeutet.

„Endlich finde ich eine Gelegenheit, Herr Herzog," sagte Herr von Werther in französischer Sprache, „Ihnen guten Abend zu sagen — wie befindet sich die Herzogin, ich sehe sie nicht —"

„Sie ist etwas erkältet," erwiederte der Botschafter, — und Frau von Werther — sie scheint auch von dieser Saison der Grippe an's Haus gefesselt —"

„Sie ist in der That leidend und auch ich wäre nicht ausgegangen," sagte Herr von Werther lächelnd — „wenn es nicht unsere Pflicht wäre, Neuigkeiten zu sammeln."

„Und haben Sie diesen Zweck erreicht?" fragte der Herzog.

„Noch nicht — Graf Mensdorff ist beim Kaiser,

wie mir die Gräfin sagte, und bisher habe ich nichts gehört, als die verschiedenen Cancans aus der Gesellschaft. — Doch," — fügte er etwas ernster und in leiserem Tone hinzu, „scheint mir die Luft voll ernster Dinge zu sein — Sie werden wissen, daß hier eine ziemlich unverträgliche Stimmung mehr und mehr um sich greift —"

„Ich bedaure, wenn das so ist," sagte der Herzog von Gramont, „denn ein scharfer Zusammenstoß der entgegenstehenden Ansichten — und Ansprüche kann nur zum Kriege führen, der mir persönlich nicht wünschenswerth erscheint."

„Sie wissen," erwiederte Herr von Werther, „daß wir gewiß den Krieg nicht suchen, aber dürfen wir ihn um den Preis unserer Machtstellung und unserer Würde vermeiden? Würden Sie uns das rathen können?"

„Wir stehen den Ereignissen fern und verhalten uns ihnen gegenüber beobachtend," sagte der Herzog zurückhaltend, „und wir können nur gute Wünsche haben, Rath zu geben kommt uns nicht zu, wenn man uns nicht zur Vermittelung auffordert. — Uebrigens sehen Sie," fügte er mit verbindlichem Lächeln hinzu, „man beobachtet uns, wir stehen hier isolirt und man möchte Konsequenzen aus unserer harmlosen Unterredung ziehen —"

„Sie haben Recht," erwiederte Herr von Werther, „entziehen wir uns den neugierigen Blicken."

Und mit leichter Verbeugung gegen den Herzog wendete er sich, indem er leise vor sich hinflüsterte: „Er weiß Nichts“ — zu einem großen, starken, älteren Herrn mit kahler Stirn, scharfen Zügen und lebhaften braunen Augen in der hannöverischen Generalsuniform, der einige Schritte von ihm stand.

„Guten Abend, General Knesebeck,“ sagte er zu diesem, der ihn mit militärischem Anstand begrüßte, „was haben Sie für Nachrichten aus Hannover?“

„Seit einiger Zeit gar keine,“ erwiederte der General langsam und zurückhaltend, „mein Bruder lebt still auf dem Lande und schreibt mir selten, kümmert sich auch wenig um das, was in Hannover vorgeht.“

„Ich freue mich herzlich,“ fuhr Herr von Werther fort, „daß Graf Platen in Berlin war, und wie ich von dort höre, ist der Besuch sehr freundschaftlicher Natur gewesen, Gott gebe, daß das dazu beitragen möge, so manche kleine Verstimmungen verschwinden zu lassen, die leider hie und da zwischen Preußen und Hannover bestanden, während doch beide Staaten bestimmt sind, einig mit einander zu gehen, wie die Geschichte und die Traditionen des siebenjährigen Krieges uns ermahnen.“

„Ich bedaure von Herzen die Verstimmungen, die von beiden Seiten hie und da veranlaßt sind,“ erwiederte Herr von Knesebeck, „wir sind in Hannover ge-

wiß auf Einigkeit mit unſerem Nachbar hingewieſen; vor Allem aber müſſen wir, ſo viel an uns liegt, auch immer daran arbeiten, die Einigkeit unter allen deutſchen Mächten zu erhalten. Wir finden unſere Sicherheit nach Innen und Außen vorzüglich in der Freundſchaft der beiden deutſchen Großmächte und in einiger Macht des deutſchen Bundes. Gott erhalte dieſe."

Eine weitere Bemerkung des Herrn von Werther wurde durch das Herantreten des engliſchen Botſchafters, Lord Bloomfield, abgeſchnitten, eines Mannes mit jenem ſcharfgeſchnittenen, charakteriſtiſchen Geſicht der engliſchen Ariſtokratie, von geſundem, lebensfriſchem Ausdruck, mit dem grünen Bande des iriſchen Ordens der Diſtel dekorirt, der beide Herren begrüßte und das Geſpräch auf die leichten Tagesereigniſſe der wiener Geſellſchaft leitete.

Während ſo in den Salons der Gräfin Mensdorff die Soirée ihren gleichmäßigen, gewöhnlichen Verlauf nahm und auf der Oberfläche der eleganten, lächelnden Geſellſchaft ſich nichts von der unruhigen Spannung zeigte, welche im Innern ſo mancher Anweſenden vorhanden war, ſaßen auf der andern Seite der Staatskanzlei, in dem großen, mit blauen Seidenmöbeln und gleichen blauen Fenſtervorhängen ausgeſtatteten Vorſaal vor dem Kabinet des Miniſters, zwei Männer in den weiten

Fauteuils um den großen runden Tisch an der Langseite des Saales. Ein leichtes Feuer flackerte in dem großen Kamin in der Ecke und eine mächtige Lampe mit weiter Kuppel von weißem Milchglas, welche auf dem Tisch stand, ließ den großen Raum im Halbdunkel, während sie die Gesichter der beiden Personen hell erleuchtete und einen schwachen Reflex auf das lebensgroße Bild des Kaisers Franz Joseph warf, das in prachtvollem Goldrahmen die Mitte der Wand erfüllte und den Kaiser in der großen Generalsuniform in der jugendlichen Schönheit des frühen Alters zeigte, in welchem er den Thron bestiegen hatte.

Der eine dieser beiden Männer saß nachlässig hingelehnt in seinem Lehnstuhl. Er mochte die Mitte der Fünfzig erreicht haben. Sein Gesicht trug den Stempel des geistreichen Lebemannes, mit einer gewissen Beimischung von katholischer Schwärmerei, einen Gesammtausdruck, wie man ihn zuweilen auf alten Bildern von Kardinälen und Prälaten findet. Eine gewisse behagliche Haltung, die weichen, feinen und weißen Hände, die bequem elegante Toilette vervollständigten diesen Anklang an die Bilder geistlicher Herren aus der italienischen Schule.

Es war der Unterstaatssekretär Geheimerath Freiherr von Meysenbug, und neben ihm saß der Ministerial-

rath von Biegeleben, eine lange Gestalt, steif, trocken und pedantisch, mit leberkranker Gesichtsfarbe und bureaukratischverbissenem Ausdruck. Seine Erscheinung hielt die Mitte zwischen einem Professor und einem Kanzleidirektor, er saß gerade auf seinem Stuhl, den Hut in der Hand.

„Der Graf bleibt lange," rief Herr von Meysenbug ungeduldig, indem er mit den feinen Fingern auf der dunkeln Decke des Tisches trommelte, „ich bin sehr gespannt, was er bringen wird — ich fürchte, ich fürchte, er spielt uns noch einen Streich und bewegt Seine Majestät zum Einlenken!"

„Das glaube ich nicht," erwiederte Herr von Biegeleben mit langsamer und ruhiger Stimme, „Seine Majestät ist zu sehr durchdrungen von der Idee, die alte Stellung der Habsburger in Deutschland wieder herzustellen, als daß er daran denken sollte, mit den berliner Ansprüchen zu paktiren. Er hat in Frankfurt die glorreichen Erinnerungen des Reiches wiederaufleben gesehen und zugleich bitter und tief den échec empfunden, den ihm der preußische Widerstand damals bereitete, — er wird festhalten."

„Aber Graf Mensdorff will abgehen, er will die Verantwortung der Folgen eines Bruches nicht auf sich nehmen!" sagte Herr von Meysenbug nachdenklich.

„Nun und wenn er es thäte?“ fragte Herr von Biegeleben mit einem steifen Lächeln — „der Kaiser würde vielleicht noch entschiedener und rascher vorgehen.“

„Vielleicht,“ sagte Herr von Meysenbug, „aber Graf Mensdorff ist doch schließlich eine lenksame Natur und — bedarf des Rathes, — würden wir die Fäden so in der Hand halten wie jetzt, wenn er einen Nachfolger fände?“

„Ich besorge nicht, daß wir überflüssig würden,“ sagte Herr von Biegeleben. „Sie, Excellenz, stehen zu fest auf der römischen Basis und es würde schwer sein, Sie zu beseitigen, — ich für meine geringe Person — nun wen haben wir hier, der die deutschen Angelegenheiten kennt und bearbeiten kann? — Herrn von Gagern?“

Herr von Meysenbug zuckte mit den Achseln und machte eine leichte Bewegung mit der Hand.

In diesem Augenblick öffnete sich die äußere Thüre des Vorsaals und Graf Mensdorff trat ein.

Die Erscheinung dieses Ministers, der bestimmt war, Oesterreich einer so schweren Katastrophe entgegenzuführen, bot nichts Außergewöhnliches.

Er war ein Mann von mittlerer Größe, einem feinen, vornehmen Gesicht von französischem Typus und kränklichem Teint, kurzem schwarzem Haar und kleinem

schwarzem Schnurrbart. Er trug die Uniform des Feldmarschalllieutenants und den Stern des Leopoldsordens. Seine Haltung war in Folge chronischer Kränklichkeit schwankend und unsicher und er suchte sich stets einer längeren Unterhaltung im Stehen zu entziehen, die ihn angriff.

Die beiden Herren erhoben sich.

Graf Mensdorff begrüßte sie und sagte: „Ich bedaure, daß Sie gewartet haben, meine Herren, ich wurde länger aufgehalten, als ich dachte." Dann ging er durch den langen Saal in sein Kabinet, die Herren von Meysenbug und Biegeleben einladend, ihm zu folgen.

Alle Drei traten in das Kabinet des Ministers, einen weiten Raum, ebenfalls nur durch eine auf dem großen Schreibtisch in der Mitte stehende Lampe erleuchtet.

Graf Mensdorff ließ sich erschöpft in den vor dem Schreibtisch stehenden Lehnstuhl sinken und athmete befriedigt auf, als er auf demselben, den Arm bequem auf die Seitenlehne gestützt, Platz genommen, indem er die beiden Herren durch eine Handbewegung aufforderte, an der Seite des Schreibtisches sich neben ihn zu setzen.

Die drei Männer saßen einen Augenblick schweigend. In den Gesichtszügen der beiden Ministerialräthe drückte sich die lebhafteste Spannung aus, — Graf Mensdorff blickte ermüdet vor sich hin.

„Nun, meine Herren," sagte er endlich, „es scheint, daß Ihre Wünsche erfüllt werden. — Seine Majestät der Kaiser will keinen Schritt rückwärts, er will um keinen Preis die Bundesreformvorschläge Preußens in Norddeutschland zur Geltung kommen lassen, mit einem Wort, er ist entschlossen, nach allen Richtungen energisch vorzugehen und die große deutsche Frage mit Entschiedenheit anzufassen — auf die Gefahr hin, daß daraus der Bruch entstehe — und der Krieg," setzte er leise mit einem halb unterdrückten Seufzer hinzu.

Die Herren von Meysenbug und von Biegeleben sahen sich mit dem Ausdruck lebhaftester Befriedigung an und warteten dann gespannt auf die weiteren Mittheilungen des Grafen Mensdorff.

„Ich habe übrigens nichts unterlassen," fuhr dieser fort, „um Seine Majestät von solch' entscheidendem Entschluß und so folgenschwerer Politik abzubringen. Sie wissen, ich mache keinen Anspruch, viel von der Politik zu verstehen — darin muß ich mich auf Sie und Ihr besseres Wissen verlassen — aber ich bin Soldat — und wenn ich mich auch nicht für einen großen General halte, so versteh' ich doch vollkommen, was zu einer schlagfertigen Armee gehört. — Nun, meine Herren, die Politik, die wir jetzt machen wollen, führt zum Krieg — denn der Bismarck ist halt nicht der Mann,

der sich etwas bieten läßt — zum Kriege aber gehört eine schlagfertige Armee, die dem Gegner gewachsen ist — und die haben wir nicht, ganz und gar nicht, nach meiner militärischen Ueberzeugung. Wohin soll uns das also führen?" Er hielt erschöpft und nachdenklich inne.

„Aber Eure Excellenz müssen die Dinge nicht zu schwarz ansehen," sagte Herr von Meysenbug, „wir haben 800,000 Mann, wie das Kriegsministerium konstatirt, und —"

„Das Kriegsministerium," fiel Graf Mensdorff lebhaft ein, „mag konstatiren was es will — ich bin praktischer Soldat und frage wenig nach den Akten des Kriegsministeriums — ich kenne aber die Armeeverhältnisse ganz gut, und wenn wir die Hälfte von Ihren 800,000 Mann marschiren lassen können — so will ich froh sein. — Und damit sollen wir auf zwei Kriegstheatern operiren," fuhr er fort, „denn Sie werden es sehen, beim ersten Kanonenschuß fängt Italien an, — ich bin sogar überzeugt, daß da schon eine Allianz mit Preußen besteht —"

Herr von Biegeleben lächelte mit der Miene eines überlegenen Fachmannes, der einen Dilettanten sprechen hört, vor sich hin und bemerkte dann in geschäftsmäßig ehrerbietigem Tone: „Eure Excellenz darf ich daran erinnern, daß unsere Gesandtschaften in Berlin und Florenz

auf das Bestimmteste einberichten, daß von einer preußisch-italienischen Allianz keine Rede sei, ja daß die leichte Spannung wegen der Schwierigkeiten, die Preußen der Anerkennung Italiens gemacht, noch immer fortbestehe. — Uebrigens würde Italien nicht — wie mir heute noch der Herzog von Gramont sagte — die französische Vermittelung behufs der Abtretung von Venetien gegen volle Entschädigung so eifrig nachsuchen, wenn es eine preußische Allianz geschlossen hätte oder zu schließen im Begriff stände."

„Ja, ja," sagte Graf Mensdorff nachdenklich, „die Gesandtschaften berichten, daß keine preußisch-italienische Allianz da sei, ich weiß es wohl — und doch bin ich vom Gegentheil überzeugt — ich bin auch überzeugt, daß die ersten Fäden dieser Allianz in Paris zusammenlaufen, — ich habe ein Gefühl für so etwas — wenn es auch nicht in den Berichten der Akten steht —"

„Aber," warf Herr von Meysenbug ein, „der Herzog von Gramont würde doch nicht —"

„Gramont!" unterbrach ihn Graf Mensdorff lebhafter als bisher, — „und glauben Sie denn, daß Gramont weiß, was in Paris vorgeht? Glauben Sie, daß der Kaiser Napoleon das letzte Wort seiner labyrinthischen Politik in offiziellen Expeditionen an Gramont schreiben lassen wird? — Gramont weiß, was er sagen soll — und," fügte er leiser und langsamer hinzu, —

„er soll gewiß nichts sagen, was den Krieg verhindern könnte, denn dieser Krieg paßt zu sehr in die französischen Interessen; die preußisch-österreichische Waffenbrüderschaft in Holstein hat in Paris große Furcht erregt, darum soll Deutschland in blutigem Riß auseinanderklaffen, — wer in diesem Kriege geschlagen wird, in dem wird Deutschland besiegt, und wer da siegt — soll für Frankreich siegen!"

„Eure Excellenz sehen aber in der That Schwarz in Schwarz," sagte Herr von Meysenbug mit leichtem Lächeln, — „im Gegentheil, ich hoffe, daß der Sieg der österreichischen Waffen Deutschlands Einigkeit unter der kaiserlichen Fahne wieder herstellen wird — und wenn Italien sich rührt, so werden wir diesem wüsten Königreich, das Kirche und Staatsordnung mit Vernichtung bedroht, ein schnelles Ende machen!"

„Wollte Gott, ich könnte Ihren Glauben theilen," sagte Graf Mensdorff trübe, „allein ich kann an den Sieg der österreichischen Waffen nicht glauben, und wenn Benedek die Armee und ihre Verhältnisse kennen wird, wie ich sie kenne, so wird er dasselbe sagen. — Ich habe das auch dem Kaiser Alles gesagt," fügte er noch leiser hinzu, „und habe gebeten, mir dieß Ministerium abzunehmen, das mir die Verantwortung für eine Politik auflegt, die schweren Katastrophen zuführt."

„Aber Excellenz!“ riefen die Herren von Meyſenbug und Biegeleben erſchreckt.

„Nein, nein,“ ſagte Graf Mensdorff mit mattem Lächeln, — „ich gehe noch nicht, Seine Majeſtät hat mir befohlen, auf dem Poſten zu bleiben, und als Soldat bleibe ich, — als Soldat,“ wiederholte er mit Betonung, „denn wäre ich ein politiſcher Miniſter der modernen Schule, ſo bliebe ich nicht, — ſo aber — nun die Ordre iſt gegeben, jetzt alſo heißt es vorwärts. — Wie alſo können wir es machen, daß die Sache zur Entſcheidung, zum Entweder, Oder kommt? — denn wenn einmal gehandelt werden ſoll, ſo bin ich für baldiges Handeln, jeder Tag gibt unſeren Gegnern neue Stärke.“

„Das Mittel iſt einfach,“ ſagte Herr von Biegeleben, indem er ſich noch gerader auf ſeinem Stuhl aufſetzte und die rechte Hand in dozirender Bewegung erhob, — „die holſteiniſchen Stände wünſchen dringend einberufen zu werden, um ſich über die Lage des Landes und die Erbfolge auszuſprechen — rufen wir ſie zuſammen; das durchkreuzt alle Abſichten Preußens und zwingt die Herren in Berlin, Farbe zu bekennen; zugleich aber erhalten wir dadurch eine gewaltige Stütze in der Sympathie der Herzogthümer und der großdeutſchen Partei in Deutſchland.“

„Aber wir sind nur ein Kondominus in den Herzogthümern," warf Graf Mensdorff ein, „die Souveränetätsrechte üben wir nach dem Gasteiner Vertrag nur mit Preußen gemeinschaftlich aus —"

„Gerade dieser Punkt, — erlauben Eure Excellenz," unterbrach ihn Herr von Biegeleben, „führt den Konflikt herbei, und kommt er, so tritt er für uns unter den günstigsten Bedingungen ein, für eine volksthümliche Sache."

„Nun, mir scheint es nicht ganz recht," sagte Graf Mensdorff, „und auf die Sympathieen der Bierhausredner in den Herzogthümern und in Deutschland, auf die Sänger und Turner gebe ich sehr wenig — lieber hätte ich eine Armee wie die preußische, — aber seien Sie so gut, mir ein kleines Memoire darüber zu machen mit der Instruktion an Gablenz, damit ich es Seiner Majestät vorlegen kann."

Herr von Biegeleben verneigte sich im rechten Winkel und über Herrn von Meysenbug's Gesicht flog ein leichtes Lächeln der Befriedigung.

„Wie sieht es in Deutschland aus?" fragte Graf Mensdorff, „wie steht es in Sachsen? Ist man dort fertig?"

„Vollkommen," erwiederte Herr von Biegeleben. „Herr von Beust ist sehr ungeduldig und hat eine Denkschrift gesendet, in welcher er die Nothwendigkeit schnellen

Handelns auseinandersetzt. Auch er hält die Einberufung der holsteinischen Stände für das beste Mittel, Licht und Klarheit in die Situation zu bringen. Die Stimmung der Bevölkerung in Sachsen ist vortrefflich. Wollen Eure Excellenz die Note des Herrn von Beust lesen?"

Er öffnete das Portefeuille, das er vor sich auf den Tisch gelegt hatte.

Graf Mensdorff wehrte mit der Hand ab.

„Wo der Beust nur die Zeit hernimmt, das Alles zu schreiben!" sagte er mit mattem Lächeln und einem leisen Seufzer. — „Wie steht es mit Hannover?" fuhr er dann fort, „haben wir dort Hoffnung?"

„So eben ist der Kurier mit dem Bericht des Grafen Ingelheim angekommen," erwiederte Herr von Biegeleben, indem er aus seiner Mappe eine Depesche nahm und sie leicht durchblätterte, — „er ist zufrieden. Graf Platen ist von Berlin zurückgekommen und hat versichert, daß alle dort gemachten Versuche, ihn zu gewinnen und die hannöverische Politik nach Preußen herüberzuziehen, vergeblich gewesen seien. Er habe nichts versprochen und hat dem Grafen Ingelheim gesagt, er hoffe, man werde in Wien seine Gesinnungen kennen."

„Ja wohl kenne ich ihn," sagte Graf Mensdorff halb für sich mit leichtem Achselzucken. — „Und der König Georg?" fragte er dann.

„Der König," erwiederte Herr von Biegeleben, „will von Krieg nichts wissen, er betont jedesmal, das gute Einvernehmen zwischen Oesterreich und Preußen sei Deutschlands Heil — indeß, wenn es zum Bruch kommt, so wird der König gewiß auf unserer Seite stehen."

„Das scheint mir nicht sicher," sagte Graf Mensdorff, „der König Georg ist, wie ich ihn beurtheile, deutsch und welfisch, — aber nicht österreichisch. Auch sollen die Traditionen des siebenjährigen Krieges in ihm lebendig sein." —

„Es ist richtig," nahm jetzt Herr von Meysenbug das Wort, „daß der König von Hannover nicht österreichisch gesinnt ist, und doch glaube ich, ist er uns sicher, trotzdem mächtige preußische Einflüsse ihn umlagern. Man muß zunächst versuchen, ihm etwas zu bieten, das seinen Ideen entspricht; der König träumt von der Größe Heinrich's des Löwen — Graf Ingelheim weiß durch den Doktor Klopp, daß er sich viel mit der Geschichte seines großen unglücklichen Vorfahren beschäftigt —"

„Doktor Klopp? Was ist das?" fragte Graf Mensdorff mit leichtem nervösem Gähnen.

„Ein früherer Lehrer, der im Jahre 1848 sich als Demokrat und Vertheidiger der Reichsverfassung schwer kompromittirte, jetzt aber konvertirt ist."

„Zu unserer Kirche?“ fragte Graf Mensdorff.

„Das — nicht“ — erwiederte Herr von Meysenbug nach leichtem Zögern — „aber zu unseren Gesinnungen und Interessen. Er zeigt große Gewandtheit für historische Darstellungen in unserem Interesse und man hat ihm einen gewissen Ruf gegeben, so daß ihm die Herausgabe der Leibnitziana übertragen ist. Er sieht Graf Platen viel und ist uns sehr nützlich.“

„So so,“ sagte Graf Mensdorff lächelnd, „das ist wohl Ihre Privatdomäne, lieber Meysenbug?“

„Ich interessire mich allerdings sehr für den strebsamen Schriftsteller,“ erwiederte Herr von Meysenbug ruhig, „den übrigens Graf Ingelheim ganz besonders in Hannover protegirt.“

„Nun — und die Anerbietungen an den König Georg?“ fragte Graf Mensdorff.

„Meine Meinung ist,“ sagte Herr von Meysenbug, „daß man für das hannöverische Bündniß das preußische Westphalen und Holstein bei günstigem Ausgang des Krieges bietet. Wir schafften dadurch eine stärkere und widerstandsfähigere Position im Norden, und das so verstärkte Hannover würde demnächst nie mit Preußen in freundliche Beziehungen kommen können, sondern ganz auf uns angewiesen sein.“

„Die Vertheilung des Bärenfells, dessen Träger

noch im Walde spazieren geht," sagte Graf Mensdorff, — „nun, machen Sie mir darüber ein Mémoire, ich werde es dann dem Kaiser vorlegen. Ich zweifle aber, daß der König von Hannover für diese Anerbietungen sich und sein Land in so große Gefahr bringen wird."

„Wir müssen ihm auch die Mittel bieten, dieser Gefahr zu begegnen. Wir haben die Brigade Kalik dort oben, stellen wir ihm diese zur Disposition und den Feldmarschallieutenant von Gablenz dazu als General."

„Unsere besten Soldaten," warf Graf Mensdorff ein, — „doch er steht ja dort auf sehr wichtigem Posten, — wenn aber der König Georg das Alles nicht annimmt?"

„Dann," sagte Herr von Meysenbug — „werden die Verhältnisse das Ihrige thun. Die Unsicherheit des Grafen Platen, der nach keiner Seite einen entschiedenen Schritt thun will, wird Mißverständnisse und Mißtrauen schaffen und schließlich eine Situation herbeiführen, welche Preußen zwingen muß, Hannover zu brüskiren, dann wird der Stolz des Königs aufwallen und bedeutende preußische Kräfte werden im Norden absorbirt werden, ohne daß wir" — fügte Herr von Meysenbug lächelnd hinzu — „vertragsmäßige Pflichten gegen Hannover haben. — Man gibt sich übrigens von Berlin aus unendliche Mühe um Hannover," fuhr er fort, „und

hat sogar, als Graf Platen in Berlin war, eine Familienverbindung vorgeschlagen —"

„So?" fragte Graf Mensdorff aufmerksam, „welche denn?"

Herr von Meysenbug nahm aus seinem Portefeuille einen Brief und reichte ihn dem Minister, indem er mit dem Finger eine Stelle desselben bezeichnete.

„Graf Platen hat dem Grafen Ingelheim erklärt, er könne sich darauf verlassen, daß nichts aus der Sache werden würde," sagte er mit kurzem Händereiben, während der Minister las, „und in Berlin ist der uns ganz ergebene Stockhausen, der jede Verständigung zu verhindern wissen wird."

„Nun also, meine Herren," sagte Graf Mensdorff, indem er aufstand und das Papier dem Herrn von Meysenbug zurückreichte, „Sie kennen nun die Intentionen Seiner Majestät, machen Sie sich an's Werk. — Ich sehe Sie doch noch drüben bei der Gräfin?"

Beide Herren verneigten sich und verließen das Kabinet.

Graf Mensdorff blieb einen Augenblick zusammengesunken in seinem Lehnstuhl sitzen. Finsterer Ernst lag auf seinen Zügen, und der Blick seines Auges, losgelöst von den Umgebungen, schien sich in weite Fernen zu verlieren.

Dann erhob er langsam das Haupt und blickte in dem großen, halbdunkeln Kabinet umher:

„O ihr großen Männer, die ihr hier in diesen Räumen über Oesterreichs Größe wachtet, — könntet ihr an meiner Stelle sein. Meine Hand wäre gerne bereit, den Degen zu führen für mein Vaterland — aber das Schiff des Staats zu steuern in diesem klippenvollen Meer, dazu ist sie nicht gemacht. — Ich sehe einen Abgrund vor mir, an dessen Rand Oesterreich, mein liebes Oesterreich steht, — ich kann es nicht zurückhalten — und kann auch nicht meinen Platz verlassen, der mir die ganze Verantwortung auflegt. Ich muß auf dem Posten ausharren, weil ich Soldat bin, und kann doch nicht als Soldat handeln."

Wieder versank er in tiefe Gedanken.

Da ertönte ein leises Klopfen an der innern Thür des Kabinets und fast unmittelbar darauf traten zwei Knaben von acht und fünf Jahren ein, zuerst schüchtern und vorsichtig; als sie aber den Grafen allein sahen, eilten sie freudig auf ihn zu und stellten sich an seinen Lehnstuhl.

Graf Mensdorff erwachte aus seiner Träumerei, — seine Züge klärten sich auf und er legte lächelnd seine Arme um die beiden Knaben.

„Wir haben Dich heute noch nicht gesehen, Papa,"

sagte der Jüngere, „und da haben wir gewartet, um Dir gute Nacht zu sagen. Schlaf' wohl, lieber Papa, — wir müssen gleich zu Bett und sind auch schon recht müde."

Graf Mensdorff streichelte leicht das Haar des Kindes und drückte, indem er beide Knaben näher an sich heranzog, einen Kuß auf ihre reinen weißen Stirnen.

„Gute Nacht, meine Kinder," sagte er dann herzlich, — „ich danke euch, daß ihr auf mich gewartet habt — hoffentlich seid ihr den ganzen Tag artig und fleißig gewesen?"

„Ja wohl, Papa," riefen beide Kinder mit stolzer Sicherheit, „wir hätten sonst nicht die Erlaubniß erhalten, aufzubleiben und Dich noch zu sehen!"

Des Ministers Auge, vorher so düster, leuchtete freundlich und milde, und wer ihn so dasitzen gesehen hätte, den Mann mit den weichen Zügen und dem lächelnden Blick, — die beiden Kinder im Arm, — der hätte schwerlich geglaubt, daß dieß der Mann sei, der ein großes Weltreich in seiner entscheidendsten Krisis zu leiten habe und der Deutschland seiner gewaltigsten und blutigsten Katastrophe entgegenführte.

„Schlaft wohl, meine Kinder," sagte Graf Mensdorff — „Gott segne euch!" Er küßte sie nochmals und machte über dem Haupt eines jeden das Zeichen des Kreuzes.

Freundlich blickte er ihnen nach, als sie sein Kabinet verließen, — dann wurde sein Auge wieder trübe. — „Sie sind glücklich" — flüsterte er, — „ihnen raubt noch keine Sorge den Schlaf."

Er erhob sich und klingelte.

Sein Kammerdiener trat ein.

„Ist die Gesellschaft bei der Gräfin groß?"

„Es ist der kleine Empfangstag," — antwortete der Kammerdiener, „aber die Gesellschaft ist sehr zahlreich."

Graf Mensdorff seufzte, warf einen kurzen Blick in den Spiegel und verließ das Kabinet, um sich in die Salons seiner Gemahlin zu begeben.

Dort war die Gesellschaft inzwischen noch zahlreicher geworden und wogte in lebhafter Bewegung durcheinander. Die Diplomaten hatten ihre Neuigkeiten ausgetauscht oder sich vergewissert, daß es nichts zu erfahren gäbe, und sich den geselligeren Gruppen angeschlossen, um in leichtem Geplauder die Zeit bis zur Rückkehr des Ministers auszufüllen; die jüngeren Herren umflatterten die jungen Damen und man sah den Lieutenant von Stielow in lebhaftem Gespräch mit einer jungen Dame von auffallender und äußerst distinguirter Schönheit.

Diese junge Dame, die einzige Tochter der verwittweten Gräfin Frankenstein, war dieselbe, welche der

Feldmarschalllieutenant von Reischach vorhin als den Gegenstand der Aufmerksamkeit des Lieutenants von Stielow im Burgtheater bezeichnet hatte, und in der That schien der junge Offizier mit ganz besonderem Eifer in das anscheinend leichte Salongespräch vertieft zu sein, denn er sah mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme zu der jungen Dame herab, die, auf die Seitenlehne ihres Fauteuils gestützt, den Blick ihres großen braunen Auges zu ihm aufgeschlagen hatte, während ihre Hand leicht mit dem Fächer von weißen Federn spielte, der in seiner Einfachheit mit ihrer ganz weißen, mit kleinen Veilchenbouquets garnirten Toilette harmonirte.

„Es bleibt also dabei, Comtesse," sagte Herr von Stielow, „wenn Sie mit Ihrer Frau Mama nach der Schweiz gehen, so nehmen Sie mich als Reisebegleiter an — ich kenne alle schönen Punkte und werde Sie vortrefflich führen."

„Ich habe über unsere Reisebegleitung nicht zu bestimmen, Herr von Stielow," erwiederte die junge Dame, — „aber ich zweifle nicht, daß es meiner Mutter sehr angenehm sein wird, wenn wir Sie in der Schweiz treffen und Sie so freundlich sein wollen, uns zu führen."

„Das ist eine unendlich höfliche Antwort, meine

Gnädigste" — sagte der Lieutenant etwas mißmuthig — „aber mir etwas zu höflich. Ich weiß wohl ganz gewiß, daß die Frau Gräfin mich höflich willkommen heißen wird, wenn sie mir begegnet, und mich auch nicht abweisen wird, wenn ich um die Erlaubniß bitte, eine Tour durch die Berge mit Ihnen zu machen, — aber —"

„Nun," unterbrach ihn die junge Dame mit feinem, schalkhaftem Lächeln, „dann ist ja unser Reiseplan fertig und Alles in Ordnung — oder wollten Sie etwa eine unhöfliche Antwort? — das können Sie doch nicht von mir erwarten."

„Sie sind nicht freundlich, Gräfin," antwortete Herr von Stielow, indem er sich auf die Lippe biß und einen vergeblichen Versuch machte, den kleinen Schnurrbart mit den Zähnen zu fassen, — „Sie wissen ganz gut, daß ich keine höfliche Redensart machen will, sondern daß ich eine ernsthafte Frage stellte. Ich möchte um keinen Preis zudringlich sein und es nur der Höflichkeit Ihrer Frau Mutter verdanken, daß ich nicht fortgeschickt werde. — Sehen Sie," fuhr er nach einem Augenblick freier und wärmer fort, — „ich verspreche mir sehr viel Freude von unserer Reise, — ich liebe die weite freie Natur und die reine Luft der Berge — und ich glaube, daß auch Sie in der Freiheit jener

schönen Thäler und Höhen reichen Genuß finden werden, denn Sie haben Verständniß dafür und müssen sich dort wohler fühlen als hier — im Hauch der Grüfte, wie der Dichter sagt —"

Die junge Dame hatte ihm zugehört, indem ihr Auge immer wärmer und inniger zu ihm empor leuchtete, dann hatte sie plötzlich den Blick gesenkt und unterbrach ihn jetzt mit neckischem Ton, der aber durch das sanfte Lächeln gemildert wurde, das ihre Lippen umspielte: „Und woher wissen Sie, daß ich mich in diesem Grabeshauch der Stadt nicht ganz in meinem Element fühle?"

„Das weiß ich, Comtesse Clara," sagte der junge Offizier lebhaft, „und weil ich das weiß, möchte ich gern Ihr Führer sein und das große Gedicht der schönen Natur mit Ihnen lesen — aber nur wenn Sie es ernstlich wollen und mich wirklich gern mitnehmen —"

„Wir machen da Pläne für den Sommer," unterbrach sie ihn abermals, „und die ganze Welt spricht von Krieg, — wer weiß," fuhr sie fort, und ein Schatten lagerte sich über ihre Stirn, — „ob nicht alle Pläne zu Wasser werden — oder in Flammen aufgehen! —"

„Mein Gott," rief Herr von Stielow, „wenn der Krieg kommt, so ist natürlich Alles anders — aber

das hindert uns doch nicht, Pläne zu machen für den Fall, daß es ruhig bleibt. — Also —"

„Da kommt Graf Mensdorff," sagte die junge Dame, indem sie aufstand, „vielleicht wird man etwas Neues hören — und meine Mama winkt mir, verzeihen Sie, wenn ich Sie verlasse, Herr von Stielow, — wir werden Sie ja wohl in diesen Tagen sehen, — dann werden Sie mir erzählen, ob Sie etwas über Krieg und Frieden gehört haben und ob unsere idyllischen Reisepläne Chancen haben oder nicht —"

„Also wollen Sie mich mitnehmen?" fragte er lebhaft, — „aber ich bitte um keine höfliche, sondern um eine freundliche und aufrichtige Antwort."

Sie sah ihn einen Augenblick fest an und sagte dann, indem eine leichte Röthe das zarte Kolorit ihres Gesichtes erhöhte: „Ja — wenn Ihnen diese stille Reise pikant genug ist — und Sie Wien vergessen können."

Und mit leichtem, elastischem Schritt schwebte sie über das Parket nach der andern Seite des Salons hinüber, wo ihre Mutter im Kreise einiger Damen stand.

Herr von Stielow sah ihr einen Augenblick betroffen nach und mischte sich dann unter die übrigen Gruppen.

Graf Mensdorff war in der Gesellschaft erschienen

und hatte sich zunächst eine Zeitlang in dem Kreise aufgehalten, der sich um seine Gemahlin gebildet.

Die Diplomaten waren unruhig geworden und begannen mit mehr oder weniger höflich versteckter Unaufmerksamkeit sich von den gleichgültigen Gesprächen loszumachen, in welche sie engagirt waren.

Endlich trat der Minister allein in den zweiten Salon. Man sah den Herzog von Gramont in seiner freien und leichten Haltung ihm entgegentreten und ihn herzlich begrüßen.

Die beiden Persönlichkeiten waren der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit — Niemand aber näherte sich, um ihr eifriges Gespräch zu stören, das etwa zehn Minuten dauerte.

Als Graf Mensdorff den Herzog verließ, stand er bei seiner Wendung dem Herrn von Werther gegenüber.

Er begrüßte ihn mit vollkommenster Höflichkeit und abermals richtete sich die Aufmerksamkeit der spähenden Seitenblicke aus allen Theilen des Saales auf diese Gruppe.

Dieselbe löste sich nach zwei Minuten.

Graf Mensdorff verließ mit tiefer Verneigung den preußischen Gesandten und ging mit lebhaften Schritten durch den Salon auf den General von Knesebeck zu, nahm dessen Arm und führte ihn etwas abseits von den Gruppen zu einem lebhaften und kordialen Gespräch.

Der Herzog von Gramont hatte sich wieder unter die Gesellschaft gemischt. Die Herren von Meysenbug und von Biegeleben waren erschienen und wurden von den Diplomaten zweiten Ranges umgeben.

Nach einer Viertelstunde fühlte man, daß eine Atmosphäre voll Eiseskälte den Baron Werther umgab, der Faden eines jeden Gesprächs, das er hier oder dort begann, fiel nach einigen Phrasen voll Höflichkeit zu Boden und nur mit großer Gewandtheit konnte er den Eindruck seiner Isolirtheit verbergen, bis die vorrückende Zeit ihm erlaubte, sich zurückzuziehen.

Allmälig leerten sich die Salons des Palais am Ballplatze.

Der Lieutenant von Stielow stieg die großen Treppen hinab und fand seinen Fiaker auf der bestimmten Stelle am Burgplatze.

Herr von Stielow gab dem Kutscher eine Adresse, stieg ein und hüllte sich in seinen weißen Mantel.

„Was hat sie sagen wollen mit der Bemerkung über das Vergessen von Wien, — sollte sie wissen? — Nun, ganz Wien weiß ja, was ich thue, und ich verberge mein Leben nicht! — Wenn sie es wollte, würde ich alle Thorheiten abwerfen — aber will sie es? —"

Er versank in Nachdenken.

„Sie wird es wollen," rief er nach einer Weile

— „und dann wird mein Lebenslauf dem reinen Stern folgen, — fort dann mit allen Irrlichtern, — die aber doch sehr reizend sind!“ — setzte er flüsternd hinzu.

Der Wagen hielt vor einem großen Hause auf dem Ringe.

Herr von Stielow verabschiedete den Kutscher, grüßte den Hausmeister mit bekannter Miene und stieg zwei Treppen hinauf. Auf sein Läuten öffnete eine hübsche Kammerjungfer die Glasthüre des Vorsaals.

Der junge Offizier warf seinen Mantel ab und trat in einen sehr eleganten, dunkelblau möblirten Salon, vor dessen Kamin ein geschmackvoll arrangirter Theetisch von einer mächtigen Carcellampe beleuchtet wurde.

Auf einer Chaise longue an der Seite des Kamins lag eine schlanke junge Frau in weißem Negligé.

Ihr blasses Gesicht vom edelsten griechischen Schnitt war theils von dem weichen Licht der Lampe, theils von der rothen Glut des Kamins beleuchtet, und ihre Augen, deren tiefes Schwarz noch die Ebenholzfarbe des glänzenden, glatt gescheitelten Haares überbot, schimmerten bald in weicher, süßer Träumerei, bald funkelten sie in scharfen, blitzenden Strahlen auf.

Ihre weißen, mehr mageren als vollen Arme, von den weiten Aermeln nur halb bedeckt, ruhten in

ihrem Schooße, und die schlanken Finger spielten mit einer Quaste ihres Gürtels.

Die ganze Erscheinung war von wunderbarer Schönheit, deren dämonischer Eindruck durch die wechselnden Lichtreflexe erhöht wurde, welche über das Gesicht und die ganze Gestalt hinspielten.

Bei dem Eintritt des jungen Mannes sprang sie auf und aus ihrem Auge leuchtete ein Blitz, von dem man schwer hätte sagen können, ob in seiner Glut mehr Liebe, Stolz oder Triumph flammte.

So mußte Kleopatra ausgesehen haben, als Antonius zu ihr trat.

Sie flog dem Offizier entgegen und schlang die Arme um ihn, während ihr Blick sich mit heißer Glut in seine Augen tauchte.

„Kommst Du endlich, mein süßer Freund?" flüsterte sie, „Du hast mich lange warten lassen!"

Auf dem Gesicht des jungen Mannes hatte bei seinem Eintritt etwas wie Kälte gelegen, und in der Bewegung, mit welcher er seinen Arm um ihre Schulter legte, war vielleicht etwas mehr Höflichkeit als Zärtlichkeit gewesen.

Fühlte dieß die junge Frau?

Ihr Blick wurde noch tiefer und glühender, ihre Arme rankten sich noch fester um den Hals des Offiziers

und durch ihren schlanken Körper zitterte ein leises Beben.

Ein magnetischer Strom schien von ihr auszugehen und ihren Geliebten zu durchdringen. Er führte sie sanft zu der Chaise longue, kniete vor ihr nieder und küßte ihre linke, herabhängende Hand, während sie mit der Rechten seine Haare von der Stirne strich.

Der Stern verhüllte sich in Wolken, das Irrlicht schimmerte in farbenleuchtender Glut.

Viertes Kapitel.

In das dichte Menschentreiben, welches auf dem Quai Voltaire zu Paris die Ufer der Seine entlang wogte und wie die Bilder des Kaleidoskops sich in ewig wechselnden bunten Bildern erneute, bog an einem hellen Morgen um die zehnte Stunde ein Mann ein, welcher eiligen Schrittes aus der Rue Bonaparte kam und sich über die Brücke nach den Tuilerien zu wendete.

So einfach die äußere Erscheinung dieses schmächtigen und kaum mittelgroßen Mannes war, so zog er doch die Blicke manches Vorübergehenden auf sich — allerdings nur einen Augenblick, denn länger als einen Augenblick richtet der Pariser selten seine Aufmerksamkeit auf etwas — durch die eigenthümliche nervöse Geschäftigkeit und Eile seines Schrittes und durch die sichtliche nachdenkliche Voreingenommenheit, in der er, ohne rechts und links zu blicken, durch die Menge eilte mit jener Sicherheit des Ausweichens, ohne den Schritt zu mäßigen, welcher den langjährigen Bewohner der großen Weltstadt erkennen läßt.

Der Mann, welcher so dem mächtigen Bau des Königs- und Kaiserschlosses von Frankreich zueilte, war mehr als einfach gekleidet, man hätte ihn seinem Anzuge und seiner gebückten Haltung nach für den Lehrer einer Elementarschule oder den Schreiber eines Advokaten halten können, wenn nicht der schlaue, geistig bewegte Ausdruck seines scharf geschnittenen Gesichts mit dem rothweißen Teint der Nordländer, der scharfe, durchdringende Blick, der aus dem hellgrauen Auge hervorschoß, der ganzen Erscheinung einen Stempel aufgedrückt hätte, der den ersten flüchtigen Eindruck in Zweifel stellte und mehr hinter dieser unscheinbaren Gestalt vermuthen ließ, als das anspruchslose Exterieur anzeigte.

Der Mann war auf das andere Ufer der Seine gelangt und trat in das zum innern Hofe der Tuilerien führende Portal.

Er zeigte dem Posten, welcher ihm entgegentrat, ein Papier, bei dessen Anblick der Voltigeur de la Garde, welcher die Wache hatte, zurücktrat und den Eintretenden mit einem kurzen: „Es ist gut, mein Herr," in jenen innern Hofraum der kaiserlichen Residenz einließ, den kein unberechtigter Fuß betreten durfte und in welchen nur die Equipagen des Hofes und der Großwürdenträger des Reiches einzufahren das Recht hatten.

Ohne seinen Schritt zu mäßigen, eilte der kleine

Mann über den Hof vorüber an dem großen kaiserlichen Eingang, vor welchem unter dem breiten, von vergoldeten Lanzen getragenen Zeltdach eine Gruppe von Hausoffizianten und Lakaien vom Dienst sich flüsternd unterhielten, einem kleineren Portal zu, in welches er mit der Sicherheit eines mit den Lokalitäten Bekannten eintrat. Er stieg eine Treppe hinauf und trat in ein Vorzimmer, in welchem ein Huissier des Palastes, in einem großen Lehnstuhl sitzend, ruhig und würdevoll den gleichmäßigen Dienst der Antichambre verrichtete.

Der Eintretende fragte kurz: „Monsieur Pietri?"

„Monsieur Pietri ist in seinem Kabinet," erwiederte der Huissier, sich halb in seinem Lehnstuhl erhebend.

„Fragen Sie, ob er Herrn Hansen empfangen wolle, er hat mir Rendezvous für diese Stunde gegeben."

Der Huissier erhob sich ohne weitere Frage und trat in das Kabinet des kaiserlichen Privatsekretärs, dessen Thür er nach einigen Augenblicken mit den halblaut gesprochenen Worten öffnete: „Treten Sie ein, mein Herr!"

Der ehemalige dänische Rechtskandidat Hansen, jener unermüdliche Agitator für die Sache Dänemarks, trat in das Kabinet des vertrauten Sekretärs Napoleon's III.

Dieß Kabinet war ein großer heller Raum voll von Tischen und Repositorien mit Papieren, Aktenfascikeln und Landkarten. Im Hintergrunde befand sich eine Wendeltreppe, welche in einen oberen Raum führte und deren Mündung durch eine Portière von dunklem Seidendamast verhängt war.

Vor einem großen Schreibtisch saß Herr Pietri, ein noch junger Mann von schlanker Gestalt, mit länglichem Gesicht von jenem hellen, ruhigen, geistig klaren Ausdruck, welchen die an logisch geordnete gleichmäßige Thätigkeit gewöhnte Intelligenz verleiht.

Er verneigte sich leicht gegen den Eintretenden, schob ein Paket Briefschaften zurück, mit dessen Durchsicht er sich eben beschäftigt hatte, und deutete verbindlich auf einen Lehnsessel, der in kurzer Entfernung neben dem Schreibtische stand.

„Nun," — begann Herr Pietri die Unterhaltung indem er sein klares Auge mit einer gewissen Spannung auf den ihm Gegenübersitzenden richtete, — „Sie kommen aus Deutschland — was haben Sie gesehen und gehört? Sind die Dinge reif? Wie ist die Stimmung der Bevölkerung? Erzählen Sie mir viel, — wir müssen genau wissen, was dort vorgeht, um unsere Position zu nehmen."

„Lassen Sie mich mit dem Mittelpunkt der Situa-

tion beginnen," erwiederte Herr Hansen, — „ich war zunächst in Berlin und habe dort nichts versäumt, um mich über die Gesinnungen der Staatsmänner und die Stimmung der Bevölkerung zu vergewissern, und ich glaube, daß das Resultat meiner Beobachtungen ein richtiges ist."

In diesem Augenblick ließ sich ein Geräusch am oberen Ende der Treppe im Hintergrunde des Kabinets hören, die weite, faltige Portière öffnete sich langsam, aus derselben hervor trat ein Mann und setzte den Fuß auf die oberste Stufe der Treppe.

Es war Napoleon III., der auf diesem Wege aus seinem Kabinet zu seinem Geheimsekretär herabstieg.

Bei dem Geräusch am Eingang der Treppe und dem Auseinanderschlagen der Portière erhob sich Pietri und blieb vor seinem Tische stehen.

Herr Hansen that das Gleiche.

Der Kaiser stieg langsam die Treppe herunter.

Es war nicht mehr jener schlanke Mann, den man auf den lebensgroßen Bildern über den verhüllten Thronsesseln der kaiserlichen Botschafter erblickte, der, die Hand gebieterisch auf die Krone und den Szepter Frankreichs gelegt, so stolz dasteht im wallenden Kaisermantel, die schlanke und elegante Gestalt hoch aufgerichtet.

Es war ein alter Mann, der da die Treppe herab-

stieg, das Embonpoint hatte die Eleganz der Gestalt zerstört, Kränklichkeit und Schmerzen die Haltung unsicher und schwankend gemacht, das ergraute Haar umfloß nicht mehr wie früher in vollen Locken die Stirn, sondern fiel matt an den Schläfen herab, und das sonst schon verschleierte und nur zuweilen in wetterleuchtendem Scheine aufblitzende Auge blickte jetzt in glanzloser, trüber Müdigkeit vor sich hin.

Der Kaiser, in einfachem schwarzen Morgenüberrock, eine Cigarrette rauchend, deren starker und feiner Duft in leichten blauen Wolken vor ihm her zog, war vorsichtig die Treppe herabgestiegen und in das Kabinet getreten.

Er kam langsam mit jenem ihm in den spätern Jahren eigenthümlichen schwerfälligen und in den Hüften wiegenden Gange aus dem Hintergrunde herauf.

Vor seinem Geheimsekretär stehen bleibend, warf er einen aus dem schleierhaften Schatten seines Auges hervorleuchtenden Blick auf den sich tief verbeugenden Herrn Hansen. Er schien die ganze Erscheinung desselben in einer augenblicklichen scharfen Forschung zu erfassen und wandte dann das Haupt mit dem leichten Ausdruck einer Frage gegen Pietri.

„Sire," sagte dieser, „Herr Hansen, ein Däne, der seinem Vaterlande ohne allen Rückhalt ergeben ist

und auch uns viele Dienste geleistet hat, weil er als Däne Frankreich liebt, hat eine Reise durch Deutschland gemacht, manche Personen gesehen und war im Begriff, mir die Resultate seiner Beobachtungen mitzutheilen."

Der Kaiser neigte das Haupt leicht gegen Herrn Hansen; jener Zug liebenswürdiger und wohlwollender Freundlichkeit, durch welche er stets eine wahrhaft bezaubernde Wirkung in der Unterhaltung hervorzubringen verstand, zog wie ein lichter Sonnenschimmer über die müde und träge Gleichgültigkeit seines Gesichts.

„Ich weiß," sagte er mit seiner leisen, aber klaren und eindringenden Stimme, die so meisterhaft die feinsten Nüancirungen des Ausdrucks zur Geltung zu bringen verstand, „ich weiß, daß alle Dänen ihr Vaterland lieben und deßhalb auch ein warmes Herz für Frankreich, die Freundin ihres Vaterlandes, haben. Ihr Name, mein Herr, ist mir bekannt als der eines Mannes, der durch seinen glühenden und thätigen Patriotismus sich auszeichnet, — selbst in einer so patriotisch fühlenden Nation, wie die Ihrige."

Herr Hansen verneigte sich tief, während die freudige Genugthuung über die Worte des Kaisers ihn erröthen ließ.

„Sire," sagte er, „eine solche gnädige Anerken-

nung aus Eurer Majestät Munde läßt mich fast vergessen, daß der Eifer meiner Bemühungen für mein Vaterland bisher erfolglos war. Wenn Eurer Majestät mein bescheidener Name bekannt geworden ist, so wissen Sie auch, wie sehr ich Frankreich liebe und seinen Kaiser verehre, von dessen mächtigem Willen es abhängt, ob Dänemark den ihm gebührenden Platz unter den Nationen Europas wiedergewinnen und behaupten soll."

Der Kaiser neigte leicht das Haupt. Ein eigenthümlich scharfer, tief einschneidender Blick schoß aus seinen halb geschlossenen Augen auf den dänischen Agitator, dessen wieder emporgerichtetes Antlitz keinen andern Ausdruck zeigte, als die tiefste Ehrerbietung.

„Mein lieber Pietri," sagte Napoleon III. zu seinem Sekretär gewendet, „ich kam herab, um die eingegangene Korrespondenz dieses Morgens einzusehen, haben Sie dieselbe geordnet?"

„Hier ist sie, Sire," erwiederte Pietri, indem er einige Papiere vom Tische nahm und dieselben dem Kaiser reichte.

Napoleon nahm sie und rollte mit einem Ueberrest von jugendlicher Leichtigkeit einen Sessel in die Nähe des Fensters, auf den er sich niederließ, indem er eine neue Cigarrette aus seinem Etui nahm und dieselbe an dem Rest der früheren entzündete.

„Ich will Ihre Unterredung nicht stören," sprach er dann mit verbindlichem Lächeln. „Thun Sie, als ob Niemand hier wäre, ich will ruhig meine Briefe lesen."

Pietri setzte sich wieder vor seinen Schreibtisch und winkte Herrn Hansen, ebenfalls Platz zu nehmen.

Der Kaiser blickte aufmerksam auf das erste der Papiere, welche er in der Hand hielt und auf welchem man blaue Zeichen bemerken konnte, welche dazu dienten, die markantesten Stellen hervorzuheben.

„Sie waren also zunächst in Berlin?" fragte Pietri, indem er seinen klaren Blick erwartungsvoll auf Herrn Hansen richtete.

„Ich war dort," erwiederte dieser, „und ich habe die Ueberzeugung mitgebracht, daß der große deutsche Konflikt unvermeidlich ist."

„Will man ihn dort durchaus?"

„Man will den Konflikt nicht, — aber man will das, was ohne Konflikt nicht zu erreichen ist."

„Und das ist?"

„Die vollständige Reform des deutschen Bundes, die militärische Hegemonie Preußens bis zum Main; die vollständige Beseitigung der Tradition des Metternich'schen Deutschlands. Graf Bismarck ist rücksichtslos entschlossen, dieß Ziel zu erreichen, und ich glaube

auch, er ist überzeugt, daß es ohne Kampf nicht zu erreichen ist."

Pietri schwieg einige Sekunden; dann erhob er seinen Blick, der einen Augenblick zu dem völlig in seine Lektüre vertieften Kaiser hinübergeglitten war, voll zu Herrn Hansen und fragte:

„Und würde man durch den alleinigen Besitz von Holstein und Schleswig nicht zufriedengestellt werden? Ich glaube, daß man geneigt war, gegen die Cession des österreichischen Kondominats in den Herzogthümern sogar eine Grenzregulirung in Schlesien zuzugestehen."

Herrn Hansen's Gesicht überflog eine leichte Röthe — er erwiederte aber ohne Bewegung in der Stimme:

„Nein, auf dieser Basis läßt sich der Konflikt nicht beschwören. Ich glaube zwar, daß man große Zugeständnisse zu machen geneigt wäre, um von Oesterreich den Alleinbesitz der Herzogthümer zu erlangen, — auch würden die dänischen Distrikte Nordschleswigs, wenn Frankreich ernstlich diese Forderung stellt, restituirt werden, — aber der Konflikt wird nicht durch das Palliativ beschworen werden. — Glauben Sie mir, mein Herr," fuhr er lebhafter fort, „dieser Konflikt ist nicht ein Streit um die deutschen Herzogthümer, — daß diese schließlich an Preußen fallen müssen, weiß man in Berlin genau, und die Resolutionen des Herzogs von

Auguſtenburg fürchtet man nicht. Der Konflikt beruht in der hiſtoriſchen Entwickelung Deutſchlands und Preußens. Preußen iſt in der That nicht der zweite deutſche Staat, ſondern der erſte, und der deutſche Bund weist ihm die zweite Stelle an und drückt ſeine natürliche Machtentfaltung durch einen Mechanismus nieder, deſſen Federn von Wien aus in Bewegung geſetzt werden. — Dieß iſt der wahre Konflikt, Preußen will den Platz, der ihm in Deutſchland naturgemäß gehört und den Oeſterreich ihm vorenthält. Dieſer Konflikt iſt Jahre und Jahre alt und er hätte vielleicht noch jahrelang in latenter Form weiter beſtanden, zum Spiel der europäiſchen Diplomatie, — wenn nicht Herr von Bismarck an die Spitze dieſes merkwürdig expanſiven preußiſchen Staates berufen wäre. — Dieſer Staatsmann iſt die Inkarnation des preußiſchen Weſens, verſtärkt durch eine ſeltene und originelle Genialität. Er verſteht die reichen und wohlgegliederten Kräfte des Landes zur höchſten Entwickelung anzuſpannen, und hat den feſten Entſchluß, dem bisherigen Zuſtande ein Ende zu machen. — Er wird nie nach Olmütz gehen, — er wird Preußen ſeinen Platz in Deutſchland erkämpfen, — oder untergehen."

Der Kaiſer hatte die Hand mit den Briefſchaften langſam auf den Schooß niederſinken laſſen und ſeine plötzlich groß geöffneten und in dunklem Feuer ſtrah-

lenden Augen hafteten mit sinnendem Ausdruck auf Herrn Hansen's Antlitz.

Pietri entging die Aufmerksamkeit seines Herrn nicht; er sagte leicht lächelnd:

„Es ist in der That erstaunlich, über diesen preußischen Minister hier in Paris in so warmen Ausdrücken von einem Dänen sprechen zu hören."

„Warum nicht?" sagte Herr Hansen ruhig. „Der Mann, der weiß, was er will, und alle Kräfte aufbietet, um seinen Willen durchzusetzen, der sein Vaterland liebt und demselben zur richtigen Größe und Macht verhelfen will, imponirt mir — und hat gewiß ein Recht auf Achtung für sein Streben — auf Bewunderung, wenn er reüssirt. Zwischen mir und dem Herrn von Bismarck steht mein Vaterland Dänemark. Was deutsch ist in den Herzogthümern, wollen wir nicht und können es in Dänemark nicht brauchen, — aber wir wollen, was dänisch ist und was Dänemark braucht, um seine Grenzen zu schützen. — Wird uns dieß gegeben, so haben wir keinen Grund, Preußens oder Deutschlands Feinde zu sein. Enthält man uns dieß vor, so wird Preußen das kleine Dänemark überall und zu jeder Zeit auf der Seite seiner Feinde finden, und zwar in Folge derselben Gesinnung, welche Herrn von Bismarck's Handlungen zu Grunde liegt."

Napoleon III. hörte mit Aufmerksamkeit zu.

Herr Pietri fragte:

„Haben Sie denn den Eindruck gewonnen, daß auf eine Bereitwilligkeit Preußens zu rechnen wäre, den dänischen Wünschen entgegenzukommen?"

„Ich halte dieß nicht für unmöglich," erwiederte Hansen mit Sicherheit, — „besonders wenn" — fügte er mit Betonung hinzu, „Preußen in seiner immerhin schwierigen Lage durch ein solches Arrangement eine Großmacht sich verbinden könnte. Es würde sich dann nur darum handeln, die Grenzlinie deutscher und dänischer Interessen festzustellen."

Er hatte bei diesen Worten langsam den Blick dem Kaiser zugewendet. Napoleon erhob den Brief, den er in der Hand hielt, zur Sehweite und sein verschleiertes Auge haftete ohne Ausdruck auf dem Papier.

Herr Pietri forschte weiter:

„Wenn Herr von Bismarck nach Ihren Beobachtungen und Eindrücken den Konflikt will, oder vielmehr das Ziel erreichen will, welches ohne Konflikt unerreichbar ist, — wird der König bis zum Aeußersten gehen und nicht vielleicht seinen Minister fallen lassen? — Ich darf ohne Rückhalt mit Ihnen sprechen," fügte er mit einer scheinbar rückhaltslosen Offenheit hinzu, — „Sie leben in der politischen Welt und wissen

wie ich, wie man in den Kreisen spricht, welche mit der preußischen Botschaft zusammenhängen. — Haben Sie in Berlin den Eindruck empfangen, daß eine Ersetzung des Herrn von Bismarck durch den Grafen Goltz möglich sei?"

„Nein," erwiederte Herr Hansen mit Bestimmtheit. „Der König von Preußen scheut bis zum höchsten Grade vor dem Kriege zurück, — das heißt nicht vor dem Kriege als solchem, sondern vor dem Kriege mit Oesterreich, vor dem Kriege mit Deutschland. Der König faßt einen solchen Kampf sehr ernst auf und wünscht ihn dringend zu vermeiden. Würde man ihm von Wien aus im Prinzip entgegenkommen, so würde er vielleicht im Einzelnen manche Konzessionen machen, die Herrn von Bismarck nicht recht wären. — Aber im Prinzip wird auch der König, nachdem einmal die Frage gestellt ist, nicht nachgeben. Er hat die neue Armeeorganisation geschaffen, die nach dem Urtheil aller Verständigen musterhaft sein soll, er hat diese Schöpfung trotz des Widerwillens des Parlaments durchgesetzt, — er wird nicht bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, um Preußens Machtstellung in Deutschland zu vertheidigen und zu erweitern, zurückweichen. — Der König wird mit schwerem Herzen schlagen, aber er wird schlagen, — und wenn der erste Kanonenschuß gefallen ist, wird

er nur General sein. — Ich habe selbstverständlich Seine Majestät den König Wilhelm nicht gesehen," fügte Herr Hansen hinzu, „indeß, was ich gesagt habe, ist das Resumé aller Unterhaltungen gewesen, die ich mit Personen geführt habe, welche die Situation und die Persönlichkeiten genau kennen. — Was nun die Stellung des Herrn von Bismarck betrifft," fuhr er fort, „so ist dieselbe vollständig fest. Herr von Bismarck wird im Vertrauen des Königs nicht erschüttert werden."

„Warum nicht?" warf Herr Pietri lebhaft ein.

„Weil er Soldat ist."

„Das heißt, er trägt die Landwehruniform."

„Das ist die Aeußerlichkeit — welche hier nicht Schein ist. Herr von Bismarck ist Soldat, er ist Mann der Aktion, der scharfen und klaren Thätigkeit, seine diplomatische Feder zittert nicht beim Klang der Kanonen und beim Waffenlärm — er wird eben so ruhig über ein Schlachtfeld reiten, als er am grünen Tisch sitzt. — Das fühlt der König, der selbst Soldat ist, und deßhalb vertraut er ihm. Ich weiß, daß Graf Goltz manche Freunde hat — allein diese Freunde machen sich gewiß Illusionen und ich kann versichern, daß wenn man hier in Paris von ihm spricht, — man es in Berlin nicht thut."

Es trat eine kurze Pause ein.

Herr Pietri, nachdem er einen Blick nach dem Kaiser hinüber geworfen, fragte weiter:

„Was aber sagt die Bevölkerung? Nach den Stimmen der Presse zu urtheilen, ist der Krieg nicht populär."

„Er ist es in der That nicht," erwiederte Herr Hansen. „Man fürchtet eine Niederlage — und die parlamentarische Opposition in ihrer Kurzsichtigkeit glaubt, Herr von Bismarck wolle den Krieg nur beginnen, um sich einen Ausweg aus der Sackgasse zu schaffen, in welche man glaubt ihn gedrängt zu haben. Wie wenig kennen die Herren den Mann, mit dem sie zu thun haben!"

„Aber," fuhr Pietri fort, „wird es nicht eine sehr gefährliche Lage für die preußische Regierung werden, einen Krieg gegen Oesterreich und Deutschland zu beginnen, während sich im Innern die Opposition erhebt und diesen Krieg verurtheilt?"

„Ich glaube," entgegnete Herr Hansen, „diese Schwierigkeit der Lage ist nur eine scheinbare. Die Armee — und auf diese kommt es allein an — wird trotz aller Opposition in voller Kraft dastehen, und Alle, die heute gegen den Krieg sprechen und schreiben, werden nach dem ersten Erfolg Herrn von Bismarck zu Füßen liegen, — der innere Konflikt wird nach der ersten gewonnenen Schlacht gelöst sein, — jede Vergrößerung Preußens.

jeder Schritt zur Einigung Deutschlands wird den Krieg, der dazu geführt, nachträglich populär machen."

„Der Erfolg" — warf Herr Pietri ein — „wird aber der Erfolg kommen?"

„Ich glaube, er wird kommen," sagte Hansen ruhig. „Oesterreich täuscht sich sowohl über seine eigenen und Deutschlands Kräfte, als über diejenigen, welche Preußen zu Gebote stehen. — Die preußische Macht ist ungeheuer, scharf konzentrirt und homogen. Die österreichische ist schwach, ohne festen Verband, ohne einheitliches Kommando. Süddeutsche Militärs, welche die Zustände in Oesterreich kennen und die ich sprach, haben keinen Zweifel in den preußischen Sieg. Darum wird auch die süddeutsche Kriegführung eine sehr laue sein, schon weil man dort auch nicht einmal mit den ersten Anfängen der militärischen Vorbereitung fertig ist. — In Hannover und Hessen will man neutral bleiben, hat aber keine Verträge geschlossen und wird über all' der Unsicherheit überrascht werden. — Die einzige energische Unterstützung wird Oesterreich in Sachsen finden, wo Herr von Beust — die Seele der ganzen antipreußischen Bewegung — es verstanden hat, die Armee wirklich auf einen schlagfertigen Kriegsfuß zu bringen."

„Sie glauben also einfach an den Sieg Preußens?"

fragte Pietri in einem Tone, welcher bewies, daß er nicht geneigt sei, diesen Glauben unbedingt zu theilen.

„Ich glaube daran," erwiederte Herr Hansen, „und ich halte dafür, daß eine richtige und vorsichtige Politik mit dieser Chance rechnen müsse."

„Sie sprachen vorhin," fragte Pietri nach einer kurzen Pause, „von Vergrößerungen Preußens — was glauben Sie, daß Preußen fordern oder nehmen wird, wenn der Erfolg ihm zur Seite steht?"

„Alles, was es bedarf und erhalten kann."

„Das heißt, in Namen und Zahlen ausgedrückt?"

„Den ganzen Norden Deutschlands unbedingt."

Herr Pietri machte eine Bewegung des Unglaubens.

„Sein Sie versichert, daß ich mich nicht täusche," sagte Herr Hansen. „Das Volk selbst wird die weitesten Eroberungen verlangen, sobald einmal preußisches Blut geflossen ist, — was man von Preußen erlangen kann, muß *vor* dem Kriege erlangt werden, *nach* einem Siege wird man in Berlin nichts mehr konzediren." —

Der Kaiser stand auf.

Pietri und Hansen erhoben sich gleichfalls.

Napoleon legte das Paket Papiere, welches er vorhin von seinem Sekretär empfangen, wieder auf dessen Tisch.

Er neigte leicht das Haupt gegen Herrn Hansen und sprach:

„Es freut mich, mein Herr, hier Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und es wird mir stets eine Freude sein, mich einer Nation nützlich zu zeigen, welche allen ihren Mitgliedern so viel Patriotismus einzuflößen weiß."

Herr Hansen verneigte sich tief und verließ das Zimmer.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, richtete sich der Kaiser lebhaft auf, sein Auge belebte sich und indem er rasch einen Schritt auf Pietri zutrat, fragte er:

„Glauben Sie, Pietri, daß der Mann scharf beobachtet und daß er gut informirt ist?"

„Ich kenne ihn als sehr scharfen Beobachter, und was seine Information betrifft, so weiß ich, daß Herr von Bismarck ihn empfangen hat, daß er mit verschiedenen politischen Personen in Deutschland verkehrte und daß er es außerdem sehr gut versteht, sich über die Richtung der öffentlichen Meinung zu vergewissern. — Indeß glaube ich, daß er die Macht Preußens überschätzt. Herr von Bismarck hat ihm imponirt und der Eindruck, den er auf ihn gemacht, spiegelt sich in seinem Referat wieder. Wir haben ja Aehnliches schon erlebt — dieser preußische Minister versteht es, wenn er will, die Leute zu nehmen und sie für sich zu gewinnen."

Der Kaiser blickte nachdenklich vor sich hin.

„Ich fürchte oft," sagte er dann halb leise, „der Mann hat Recht und wir stehen hier vor einem großen historischen Problem. Kann man Oesterreich unterstützen — ohne Italien zu beleidigen, das schon zu stark ist, um es zu ignoriren? Kann man Preußen gewähren lassen, Deutschland sich konstituiren lassen, ohne das Prestige von Frankreich zu gefährden, ja selbst unsere Grenzen — Elsaß und Lothringen — jene alten deutschen Länder?!" —

Pietri lächelte.

„Eure Majestät beliebt zu scherzen!"

„Pietri, Pietri," sagte der Kaiser, indem er seine Hand halb als Bekräftigung seiner Worte, halb wie eine Stütze suchend auf die Schulter seines Sekretärs legte — „Sie kennen die Deutschen nicht — ich kenne sie und verstehe sie, denn ich habe unter ihnen gelebt. Dieß deutsche Volk ist ein Löwe, der seine Kraft nicht kennt, ein Kind kann ihn lenken an einer Blumenkette — aber er hat in seinen Pranken die Kraft, die morsche europäische Welt in Trümmer zu schlagen, wenn er zum Bewußtsein seiner Natur kommt und wenn er Blut leckt. — Und Blut wird er lecken in diesem Kampf — der alte Scherz l'appetit vient en mangeant kann hier zu furchtbarem Ernst werden. Vielleicht wird dieser deutsche

Löwe auch seinen preußischen Bändiger einst verschlingen, — aber vorher wird er uns ein schrecklicher Nachbar sein."

Der Kaiser hatte dieß Alles halb zu sich selbst sprechend in einzelnen Absätzen hervorgestoßen, während seine Augen, wie einer Vision folgend, vor sich hin in das Leere starrten.

Um Pietri's Lippen spielte fortwährend ein ruhiges Lächeln.

„Eure Majestät hat eine schwarze Stunde," sagte er mit jenem sichern kalten Ton, in dem man zu einem aufgeregten Kranken spricht — „ich glaube, das Lebenselement jenes deutschen Löwen ist der Schlaf — sollte er jemals aufwachen und so gefährliche Gelüste haben, wie Eure Majestät ihm zuschreiben, so steht an unsern Grenzen die große Armee und die kaiserlichen Adler werden jenem impertinenten Löwen seine Stellung anzuweisen wissen."

Der Kaiser, dessen Arm noch immer auf der Schulter seines Sekretärs ruhte, ließ das Haupt fast auf die Schulter sinken, seine ganze Gestalt brach zusammen, seine Augen traten glühend, aber starr aus der schleierhaften Umhüllung der Wimpern hervor, sein Athem drang mit leisem Geräusch durch die geöffneten Lippen, wie in steigender Gradation formte sich dieß Geräusch zu Worten, und als ob unwillkürlich aus dem

Innersten heraus der schwarze Gedanke, der den mächtigen Imperator mit dunklem Fittig umrauschte, sich Bahn brach, hörte man, ohne daß der Kaiser die Lippen bewegte, in leisem Tone, aber das ganze tief stille Gemach wie mit zitternden Schauern erfüllend, die Worte:

„Ich bin nicht mein Oheim!"

Der Ton dieser Worte war so tief traurig, so eisig, so schmerzerfüllt, daß der Sekretär, dessen Antlitz so ruhig, heiter und lächelnd blickte, davor erbleichte, wie vor einem kalten Frosthauch.

Er wollte etwas erwiedern, — da hörte man ein Geräusch auf dem obern Theil der Treppe, die Portière öffnete sich, auf der ersten Stufe erschien der Kammerdiener des Kaisers und meldete:

„Herr Drouyn de Lhuys bittet Eure Majestät um Audienz."

Schon bei dem ersten Geräusch hatte der Kaiser seinen Arm von Pietri's Schulter zurückgezogen, sein Gesicht hatte den ruhigen, kalten Ausdruck angenommen, den es immer trug, in seiner gewöhnlichen Haltung nahm er die Meldung entgegen und erwiederte:

„Es ist gut, ich komme."

Der Kammerdiener zog sich zurück.

„Ich weiß, was er will," sagte Napoleon, — „er will mich bestimmen, in das rollende Rad einzugreifen,

den Konflikt zu beschwören. — Oft möchte ich es — aber ist es möglich? Soll ich die große Entscheidung auf diese Stunde fixiren? — denn greife ich ein und mein Wort findet kein Gehör, so ist der Weltbrand entzündet, indem ich meine und Frankreichs Existenz einsetzen muß. Lasse ich die Dinge gehen, so ist vor Allem Zeit gewonnen, die Zeit bringt günstige Chancen und die Möglichkeit, ohne Kampf die Macht und den Einfluß Frankreichs zu stärken. — Wohlan, — hören wir, was er bringt."

Und langsam schritt er der Treppe zu.

An der untersten Stufe hielt er an und trat einige Schritte in das Kabinet zurück.

„Pietri," sagte er halb leise, „was denken Sie von Drouyn de Lhuys?"

„Sire," entgegnete der Gefragte, „ich bewundere seine tiefen und gründlichen Kenntnisse und habe alle Achtung vor seinem Charakter."

Der Kaiser schwieg einen Augenblick.

„Er stand dem Hause Orleans sehr nahe," sagte er dann fast zögernd.

„Sire," entgegnete Herr Pietri mit fester Betonung, „er hat Eurer Majestät seinen Eid geschworen — und wie ich Herrn Drouyn de Lhuys zu kennen glaube, ist sein Eid ihm heilig."

Der Kaiser schwieg abermals einige Sekunden, grüßte dann Pietri leicht mit der Hand und stieg langsam die Treppe zu seinen Appartements hinauf.

Pietri kehrte zu seinem Schreibtisch und zur Durchsicht seiner Korrespondenzen zurück.

In sein einfaches Arbeitskabinet zurückgekehrt, schritt Napoleon III. auf seinen nicht zu großen Schreibtisch zu und bewegte eine Glocke, auf deren hellen, scharfen Ton der Kammerdiener hereintrat.

„Herr Drouyn de Lhuys!" sagte der Kaiser.

Wenige Augenblicke darauf trat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in das Kabinet seines Souveräns.

Herr Drouyn de Lhuys war zu jener Zeit ein Mann von fast sechzig Jahren, hoch und voll von Gestalt. Das dünne graue Haar und der ebenfalls graue, englisch geschnittene Backenbart umrahmten ein Gesicht, dessen gesundes rothes Kolorit und ruhige Züge von einer gleichmäßigen höflichen Freundlichkeit erhellt wurden.

Die ganze Erscheinung dieses so viel genannten Mannes hätte eher einen vornehmen englischen Landlord vermuthen lassen, als den vielgewandten Staatsmann, der schon dreimal und unter schwierigen und verwickelten Verhältnissen Minister der auswärtigen Angelegenheiten war.

Das Auge allein, das scharf, klar und beobachtend

unter der breiten Stirn hervorblickte, konnte die Annahme hervorrufen, daß dieser so fest, würdig und vornehm dastehende Mann gewohnt sei, von den Höhen der Welt herab die sich kreuzenden Fäden der europäischen Politik zu verfolgen und zu lenken.

Der Minister trug einen schwarzen Morgenüberrock, — die große Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch.

Der Kaiser ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, mein lieber Minister," sagte er mit verbindlichem Lächeln, — „was bringen Sie mir, — wie geht es in Europa?"

„Sire," erwiederte Drouyn de Lhuys mit der ihm eigenthümlichen langsamen und etwas an das Pedantische anklingenden, scharf accentuirten Ausdrucksweise, „Europa ist krank und wird bald in einem gefährlichen Paroxysmus sich befinden, wenn Eure Majestät nicht ein beruhigendes Mittel anwenden."

„Trauen Sie mir nicht zu viel zu," sagte der Kaiser lächelnd, „wenn Sie glauben, daß ich das könnte? Doch," fuhr er ernst fort — „ohne Metapher gesprochen, Sie wollen mir sagen, daß der deutsche Konflikt vor seinem Ausbruche steht, — nicht wahr?" Und indem er sich auf einen Fauteuil niederließ, forderte er seinen Minister durch eine leichte Handbewegung auf, sich ebenfalls zu setzen.

„Ja wohl, Sire," sagte Drouyn de Lhuys, indem er sich setzte, sein Portefeuille öffnete und aus demselben einige Papiere nahm, „dieß ist es, was ich Eurer Majestät sagen wollte. Hier ist ein Bericht aus Wien, der konstatirt, daß man dort — in unglaublicher Verblendung — entschlossen ist, den Konflikt aufzunehmen und auf die Spitze zu treiben. Man wird in den Herzogthümern die Stände einberufen, ohne Preußen zu fragen, und Graf Mensdorff hat eine Depesche nach Berlin gerichtet, welche fast eine Sommation an Preußen ist und die sofortige Einstellung aller militärischen Vorbereitungsmaßregeln in sehr hohem Tone verlangt."

Der Minister reichte dem Kaiser den Bericht, welchen dieser flüchtig ansah und auf seinen Tisch legte.

„Hier," fuhr Drouyn de Lhuys fort, „ist ein Bericht von Benedetti, welcher auf das Bestimmteste konstatirt, daß Herr von Bismarck entschlossen ist, den entscheidenden Schritt zu thun, um Preußen zu der Stellung zu verhelfen, welche er für sein Land in Deutschland in Anspruch nimmt. Die Reformvorschläge, welche er an die deutsche Bundesversammlung in Frankfurt gebracht hat, sind eine moralische Kriegserklärung gegen die bisherige präponderirende Stellung Oesterreichs, welche die Wiener Verträge dieser Macht gegeben haben. — Auch ist die Depesche des Grafen Mensdorff, von

welcher ich so eben die Ehre hatte Eurer Majestät zu sprechen, bereits in Berlin angelangt und durch den Grafen Karolyi übergeben. Sie hat tief verletzt — Benedetti bezeichnet sie als ein Schriftstück, wie es vor Zeiten der deutsche Kaiser gegen den Markgrafen von Brandenburg hätte erlassen können, und sie wird erheblich dazu beitragen, den Widerwillen, welchen der König von Preußen gegen den Krieg hegte, zu beseitigen. — Die Dinge gehen also von beiden Seiten mit beschleunigter Eile dem Kriege zu, und in wenig Wochen vielleicht können die Armeen einander gegenüberstehen, um die ganze Lage von Europa in Frage zu stellen, wenn Eure Majestät nicht Halt gebieten."

Der Minister hielt inne und blickte den Kaiser fragend an.

Napoleon III. lehnte wie träumend etwas zur Seite geneigt in seinem Lehnstuhl.

„Und was rathen Sie mir zu thun, mein lieber Minister?" fragte er nach einer kurzen Pause, sich ein wenig aufrichtend und mit Spannung in das klare, ruhige Antlitz des Herrn Drouyn de Lhuys blickend.

„Eure Majestät kennt meine Meinung über diesen Punkt," erwiederte dieser, „wenn ich auch fürchten muß, daß sie nicht von Ihnen getheilt wird. Der deutsche Krieg muß im Interesse Frankreichs und im Interesse

der Ruhe Europas verhindert werden. — Ich täusche mich nicht," fuhr er fort, „wie ich glaube, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, daß Preußen mächtiger und furchtbarer aus diesem Kriege hervorgehen wird — denn ich glaube an keinen militärischen Erfolg des schwachen und innerlich morschen Oesterreichs, — was das übrige Deutschland betrifft, so will ich gar nicht davon reden, das sind einzelne kleine Armeen ohne militärischen und politischen Zusammenhang. — Preußen aber mächtiger werden zu lassen, — ihm gar die Führung in Deutschland zu lassen — ist ganz gegen das Interesse Frankreichs. — Erlauben mir Eure Majestät zu bemerken, daß nach meiner Ansicht das heutige Frankreich, — das napoleonische Frankreich" — fügte er sich leicht verneigend hinzu, „Preußen und dem Hause Hohenzollern gegenüber dieselbe Politik verfolgen muß, welche das bourbonische Frankreich Oesterreich und dem Hause Habsburg gegenüber befolgt hat. — Wie damals Oesterreich die Tendenz verfolgte, die deutsche Nation militärisch und politisch zu einigen, wie Frankreich überall, wohin es die Hand legte, das Haus Habsburg sich gegenüber fand, so steht heute Preußen überall unserem legitimen Ehrgeiz entgegen, und wenn es ihm durch diesen Krieg gelingen sollte, wirklich die militärischen Kräfte Deutschlands in seiner Hand zu einigen, so wird es alle unsere

Wege kreuzen und uns in dem Einfluß beschränken, den wir auf die Angelegenheiten Europas zu nehmen mit Recht berufen sind."

„Wenn aber Preußen besiegt wird?" warf der Kaiser ein.

„Ich glaube nicht an diese Eventualität," erwiederte Drouyn de Lhuys, „nehmen wir sie indeß an, — was würde dadurch gewonnen? Oesterreich würde dann in unumschränkter Macht an die Spitze von Deutschland treten, und die alten Traditionen des Hauses Habsburg würden, verstärkt durch den Groll über den italienischen Krieg, mit neuer Energie sich zu unserem Schaden geltend machen. — Es gibt nur eine richtige Politik für Frankreich, das ist: den jetzigen Zustand in Deutschland bestehen zu lassen, den Antagonismus von Preußen und Oesterreich zu nähren, zu verschärfen, aber ihn nie bis zum Konflikt und bis zur Entscheidung zu bringen, die Furcht vor den beiden übermächtigen Bundesgliedern aber zu benutzen, um unserem Einfluß an den kleineren deutschen Höfen Eingang und Geltung zu verschaffen. — So werden wir in unscheinbarer Weise, mit leiser Hand das erreichen, was der Kaiser Napoleon I. durch den gewaltsam konstituirten Rheinbund erreichte: — das eigentliche föderirte Deutschland gegen die beiden Großmächte zu unseren Zwecken zu benutzen. — Ich kann

nicht glauben, daß es Deutschland gegenüber irgend eine andere Politik für Frankreich geben kann. — Das preußische — oder selbst das österreichische Deutschland muß und wird stets unser Feind sein, — und zwar ein sehr gefährlicher Feind, — halten wir dagegen die beiden deutschen Großmächte auseinander und treiben wir zwischen sie den Keil der auf ihre Souveränetät eifersüchtigen deutschen Königreiche und Herzogthümer, so wird Deutschland — sobald wir nur leise und vorsichtig handeln und nicht geradezu das Nationalgefühl herausfordern — stets von unserem Willen abhängig bleiben."

„Sie meinen also — ?" fragte der Kaiser nochmals.

„Daß Eure Majestät den Ausbruch des deutschen Krieges mit aller Energie verhindern müssen, wenn nicht Frankreichs Stellung in Europa den größten Gefahren ausgesetzt werden soll."

Der Kaiser schwieg abermals einige Augenblicke und trommelte mit den Fingern auf der Lehne seines Fauteuils. Dann sagte er:

„Glauben Sie denn aber, daß ich es vermag, den Krieg zu verhindern, glauben Sie, daß ich stark genug bin, um die bereits halbgezogenen Schwerter wieder in die Scheiden zurückzutreiben? Ja, wenn Palmerston noch lebte" — fügte er sinnend hinzu — „mit ihm wäre es möglich gewesen — aber mit dem heutigen England,

das nur große Worte, aber keine Thaten mehr hat? Glauben Sie, daß man meine Stimme allein hören wird? Und wenn man sie nicht hörte? Müßte ich nicht fürchten, daß die Geschichte Jason's umgekehrt sich erfüllte, und daß die beiden Gegner, bereit, über einander herzufallen und sich zu zerfleischen, sich schnell vereint gegen Denjenigen kehren würden, der sich zwischen sie zu stellen unternähme? Ein solches Spiel würde Bismarck ähnlich sehen. — O! ich habe diesen Mann zu groß werden lassen!"

Drouyn de Lhuys erwiederte ruhig:

„Ich theile die Bedenken und Besorgnisse nicht, welche Eure Majestät mir anzudeuten so gnädig sind. Ein einfaches Wort von Ihnen wird genügen, um den Krieg zu verhindern. — Ich darf Eure Majestät eine Unterredung mittheilen, welche ich mit Herrn von Bismarck das letzte Mal hatte, als wir uns sahen. — Er setzte mir mit einer großen Offenheit und mit der freiesten Rückhaltslosigkeit auseinander, welche Stellung er für Preußen in Deutschland anstreben müsse und wolle. Den Kampf mit Oesterreich erklärte er für eine in der historischen Entwickelung Deutschlands tief begründete Nothwendigkeit, da Oesterreich niemals freiwillig Preußen die ihm gebührende Stellung zugestehen werde. — ‚Ist aber dieser Kampf nothwendig' — sagte mir der preußische

Minister weiter, — ‚und muß ich ihn — wie jede preußische Regierung — als etwas in der logischen Folge der Ereignisse Bedingtes in's Auge fassen — so ist doch der Augenblick, in welchem er stattfinden muß, von dem Willen der Regierungen und von der Staatskunst abhängig. Ich werde gewiß nicht so thöricht sein, einen Krieg auf zwei Kriegstheatern zu unternehmen und gegen Frankreich und Oesterreich zugleich zu schlagen. Wollen Sie also ernstlich den Austrag des chronischen deutschen Konflikts jetzt nicht, so sprechen Sie es klar und offen aus; — ich werde dann warten können.‘ — So Herr von Bismarck. Ich bitte nun Eure Majestät," fuhr Drouyn de Lhuys fort, „mich autorisiren zu wollen, diese von ihm selbst geforderte deutliche und kategorische Erklärung dahin abgeben zu dürfen, daß Frankreich einen Krieg in Deutschland nicht wolle, und im Falle es dennoch dazu käme, seine Armeen an die Grenzen rücken lassen werde."

Der Minister blickte gespannt in das Antlitz des Kaisers, welcher sinnend vor sich hin sah.

Nach einigen Augenblicken sagte Napoleon:

„Ich kann Ihre Ansicht nicht vollständig theilen, mein lieber Minister. Ich sehe wie Sie die großen Gefahren, welche aus einem deutschen Kriege für Frankreich erwachsen können; ich verstehe auch vollkommen

die Richtigkeit Ihrer Anschauung, daß das alte deutsche Bundesverhältniß uns erlaubt, unsern bestimmenden Einfluß auf sehr bequeme und leichte Weise in Deutschland geltend zu machen. — Aber," — fuhr er nachdenklich fort, — „läßt sich ein solches Verhältniß erhalten? — Es geht ein Zug durch die Welt, welcher die Nationen treibt, sich zu gemeinsamer Thätigkeit und Arbeit zu agglomeriren — und es scheint mir hoch gefährlich, diesem Zuge der Zeit sich entgegen zu stellen. — Ich weiß, Sie billigen nicht, was ich in Italien gethan — und vielleicht noch thun muß — und doch glaube ich Recht zu haben. Das Leben der Gesellschaft pulsirt heute zu mächtig, als daß sich das Gleichgewicht der Welt durch jene kleinen Gewichtstückchen erhalten ließe, mit denen die alte Politik spielte, indem sie bald eines, bald das andere in diese oder jene Schale der Wage legte. — Die nationalen Agglomerationen müssen sich vollziehen, und unsere Aufgabe ist es nur, auch in unsere Schale das nöthige Gewicht zu bringen, um nicht in die Höhe geschnellt zu werden. — Deutschland übrigens wird sich nicht so bedrohlich für uns gestalten, als Sie fürchten. Zunächst liegt in den germanischen Rassen nicht der Drang nach Centralisation; sie sind nicht offensiv und strebten stets nach föderativer Gestaltung. — Ich sehe auch den Ausgang des Krieges anders an, als Sie. Ich glaube

nicht, daß einer der beiden Gegner vollständig und absolut über den andern triumphiren wird, sie werden sich schwächen, — wir werden dem Sieger mäßigend entgegentreten und, wie ich glaube, wird das Resultat das sein, daß Deutschland in drei Theile zerfallen wird: Preußen und Norddeutschland, — Oesterreich — und Süddeutschland. — Dann" — fügte er lächelnd hinzu — „haben Sie die beste Gelegenheit, mein lieber Minister, Ihren Grundsatz: Divide et impera, zur Geltung zu bringen — und Sie werden nicht so viele Detailarbeit haben, als bisher."

„Eure Majestät will also den deutschen Krieg nicht verbieten?" fragte Drouyn de Lhuys.

„Ich glaube es weder zu sollen noch zu können," antwortete der Kaiser, — „auch Italien drängt mich, mein Wort zu erfüllen: Frei bis zur Adria!"

„Ein Wort, das Eure Majestät niemals hätten aussprechen sollen," warf Drouyn de Lhuys mit festem Tone ein.

„Vielleicht," sprach Napoleon — „indeß es ist gesprochen — und ich kann nicht alle Fragen offen lassen — schon Mexiko lastet schwer auf mir."

Napoleon seufzte tief. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich will indeß noch einen Versuch machen, Ihre Ansicht und die meinize vielleicht zu vereinen. — Lassen

Sie in Wien anfragen, ob man geneigt sei, Venetien an mich zur Uebergabe an Italien abzutreten. Das würde die Basis einer möglichen Allianz mit Oesterreich bilden, welche uns erlaubte, mit wirklicher Macht und Aussicht auf Erfolg in die komplizirten deutschen Angelegenheiten einzugreifen. — Dann haben wir ja je nach dem Erfolg dieser Negoziation noch immer die freie Entschließung."

„Ich glaube nicht an einen Erfolg dieses Schrittes," sagte Drouyn de Lhuys, „das Haus Habsburg hängt zu sehr an Venetien — obgleich es nur Last und Nachtheile davon gehabt — auch wünschte ich diese pomme de discorde zu erhalten, denn ohne dieselbe könnte sich eines Tages eine österreichisch-italienische Allianz gegen uns erheben. — Auch möchte ich bezweifeln, daß uns später noch die Wahl und Entscheidung offen steht. Die Ereignisse sind im Rollen und es läßt sich weit eher annehmen, daß sie uns überraschen. — Indeß im Prinzip habe ich nichts gegen den Schritt zu erinnern, und da Eure Majestät ihn befiehlt, soll er sogleich ausgeführt werden."

Der Kaiser ergriff einen Brief, welcher auf seinem Schreibtisch lag, und sprach, indem er einen flüchtigen Blick darauf warf:

„Von Sachsen aus bin ich dringend ersucht, den

preußischen Bestrebungen keinen Vorschub zu leisten. Ich möchte mich nicht bestimmt erklären. Wollen Sie den Gesandten in Dresden vertraulich instruiren, daß er in ganz diskreter Weise andeute, es werde nur von dem wiener Kabinet abhängen, ob der nur ausgesprochene Wunsch die volle Wirkung haben werde, welche ich demselben sehr gern zu geben wünsche."

Drouyn de Lhuys verneigte sich.

„Dennoch aber wird es nöthig sein," fuhr der Kaiser fort, — „auch in Berlin in vertraulicher Weise über die Garantieen zu sprechen, welche Herr von Bismarck für den Fall, daß er seine Pläne in Deutschland erreicht, uns zu geben geneigt wäre. — Sie wissen, wie evasiv und dilatorisch man diesen Punkt in Berlin stets behandelt hat. Man will von mir Forderungen hören, die ich nicht direkt stellen will und kann."

Drouyn de Lhuys verneigte sich abermals schweigend.

Der Kaiser stand auf.

Der Minister erhob sich ebenfalls.

Napoleon trat einen Schritt näher zu ihm und sprach mit verbindlichem Lächeln, indem ein Ausdruck unendlich anmuthigen Wohlwollens seine Züge erhellte: „Sie sind nicht zufrieden, mein lieber Minister — aber glauben Sie mir, diese Politik ist die beste. Sie läßt uns Zeit gewinnen und die Zeit ist ein Faktor im po-

litiſchen Leben, der Alles Demjenigen gibt, welcher ihn richtig zu benützen verſteht."

„Ich kenne den Werth der Zeit," antwortete der Miniſter — „aber vielleicht werden wir, indem wir Zeit gewinnen, den Augenblick verlieren."

„Nun," ſagte der Kaiſer, indem er ſich aufrichtete und eine Haltung annahm, welche an ſeine früheren Jahre erinnerte, „ſo vertrauen wir auf meinen Stern und auf den Frankreichs."

„Dieſe Sterne ſind zu mächtig und zu hell leuchtend, um nicht Vertrauen einzuflößen," erwiederte Drouyn de Lhuys ſich verneigend, ohne daß indeß in ſeinen Mienen der Glanz dieſes fataliſtiſchen Vertrauens ſichtbar wurde.

Er nahm ſein Portefeuille und fragte:

„Eure Majeſtät hat keine weiteren Befehle?"

„Ich darf Sie nicht länger zurückhalten," ſagte Napoleon und verabſchiedete ſeinen Miniſter, indem er ihm herzlich die Hand drückte.

Als derſelbe das Kabinet verlaſſen, blieb der Kaiſer eine Zeitlang in tiefem Sinnen verloren ſtehen.

„Ich kann nicht direkt in die Dinge eingreifen," ſagte er dann halblaut vor ſich hin, — „ich muß die Ereigniſſe ihren Lauf gehen laſſen. Würde mein Veto nicht gehört werden, ſo müßte ich einen furchtbaren Kampf aufnehmen, und dann —? Ich muß verſuchen,

durch geschicktes und vorsichtiges Eingreifen in die Ereignisse sie zu meinen Gunsten zu wenden."

Er trat vor eine Marmorbüste Cäsar's, die auf einem schwarzen Fuße in seinem Kabinet stand, und blickte lange in die schön gemeißelten Züge des römischen Weltherrschers.

„Du großes Vorbild meines Hauses," sprach er, indem der elektrisch leuchtende Stern seines Auges hell emporstrahlte — „ich muß noch einmal auch in diesem Augenblick sprechen wie Du: Jacta est alea! — Aber," fügte er düster hinzu, „Deinen Würfel warfst Du Dir selber und zwangst ihn mit mächtiger Hand zu fallen, wie Du es wolltest. — Meinen Würfel aber wirft mir des Schicksals unerbittlich eherne Hand — und ich muß ihn annehmen, wie er fällt!" —

Der Kammerdiener trat ein und meldete:

„Das Frühstück des Kaisers ist servirt."

Napoleon verließ sein Kabinet.

Fünftes Kapitel.

Durch die im ersten leichten und hellen Grün schimmernde prachtvolle Allee, welche von Hannover nach der königlichen Residenz Herrenhausen führt, fuhr an einem frischen und schönen Morgen ein Wagen und näherte sich schnell dem vergoldeten Gitter, welches die Einfahrt zu dem äußern Raum des königlichen Schlosses bildet.

Der Wagen hielt am Eingang zum innern Hofe.

Aus demselben stieg ein schlanker, nicht großer Mann von etwa sechsunddreißig Jahren, hochblond, einen langen, etwas aufwärts gebogenen Schnurrbart auf der Oberlippe, in schwarzem Salon-Anzug und grauem Ueberrock.

Dieser Mann trat in ein Seitenportal in der Ecke des Hauptgebäudes jenes alten kurfürstlichen und königlichen Schlosses, — das der berühmte Le Notre zu einer verjüngten Miniaturnachahmung von Versailles geschaffen, — und durchschritt einen langen Gang, welcher direkt zu dem Kabinet des Königs Georg V. führte.

Vor diesem Kabinet, welches zu ebener Erde mit einem unmittelbaren Ausgang nach dem Garten und Park

belegen war, saß der dienstthuende Salon-Kammerdiener des Königs. Rechts neben dem Eingang zu den königlichen Zimmern befand sich der Wartesalon für die Herren, welche zum Könige befohlen waren, merkwürdiger Weise mit lauter preußischen Bildern geschmückt. Man sah dort die lebensgroßen Porträts von Blücher und Ziethen, sowie ein vorzügliches Bild des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Der Mann, welcher den Wagen verlassen und sich dem Eingange zu den königlichen Zimmern genähert hatte, fragte den Kammerdiener:

„Ist Seine Majestät allein?"

Der Kammerdiener, welcher sich erhoben hatte und dem Ankommenden den Ueberrock abnahm, erwiederte in gebrochenem Deutsch mit stark englischem Accent:

„Der Geheime Kabinetsrath Lex ist bei Seiner Majestät."

„Wollen Sie mich melden!"

Der Kammerdiener schlug einmal stark an die Thür des Königs. Man hörte die helle, klare Stimme Georg V., welcher rief: „Come in!"

Der Kammerdiener trat ein und kehrte nach einigen Augenblicken zurück.

„Der König lassen Mr. Meding bitten, ein Moment zu warten."

Und er öffnete die Thür zu dem Warteſalon, in welchen der Regierungsrath Meding eintrat.

Der Salon war leer. Der Eingetretene nahm auf dem darin befindlichen breiten Kanapee Platz.

Nach ungefähr fünf Minuten öffnete ſich die Thür abermals und ein alter etwas gebückter Herr mit ſchneeweißem Haar und Schnurrbart in der Uniform eines hannöveriſchen Generallieutenants mit den goldenen Achſelſchnüren der Generaladjutanten trat ein. Seine Bruſt ſchmückte das Großkreuz des Guelfenordens, die Kriegsdenkmünze von 1813 und die Waterloomedaille. Es war der Generallieutenant und Generaladjutant von Tſchirſchnitz, des Königs rechte Hand in militäriſchen Angelegenheiten, der Vermittler aller Befehle in Betreff des Kommandos der Armee.

Der Regierungsrath Meding erhob ſich mit den Worten: „Guten Morgen, Excellenz!“

„Guten, guten Morgen!“ erwiederte der General in kurzem militäriſchem Ton, indem er eine große verſchloſſene Mappe auf den Tiſch legte, — „ſchon ſo früh hier? Werden wir lange warten müſſen? Ich hoffe, Sie haben nicht lange zu thun?“

„Der König arbeitet mit dem Geheimen Kabinetsrath und ſchreibt wahrſcheinlich Briefe — wie lange das dauern wird, läßt ſich ſchwer beſtimmen. — Was mich

betrifft, so habe ich nur wenig zu thun und werde gewiß nicht viel Zeit in Anspruch nehmen."

Der General warf sich mit einem lauten Seufzer in einen Lehnsessel.

„Wissen Sie, mein lieber Regierungsrath," sagte er nach einer Pause, „wie lange ich schon gewartet habe in meinem Leben?" — und er richtete sich etwas empor und sah fragend zu seinem Gegenüber hin.

Herr Meding deutete durch ein leises Achselzucken an, daß es ihm unmöglich sei, die gestellte Frage zu beantworten.

„Acht Jahre, sieben Monate, drei Wochen und vier Tage!" rief der General mit lauter Stimme und in tiefer Entrüstung.

Der Regierungsrath Meding konnte ein helles Lachen nicht unterdrücken und rief:

„Da haben Eure Excellenz allerdings das Möglichste geleistet und Ihre Geduld hat die Probe bestanden!"

„Ich habe ein Buch," sagte der General finster mit einem halb humoristischen halb wirklichen Grimm, „in welches ich jeden Tag — schon seit der Zeit, da ich bei dem höchstseligen Herrn den Vortrag hatte — die Zeit eintrage, die ich im Wartezimmer zubringe. — Macht bis jetzt acht Jahre, sieben Monate, drei Wochen und vier Tage. — Was sagen Sie dazu? Man sagt,"

fuhr er fort, „ich sei achtundsechzig Jahre alt — es ist nicht wahr; gelebt habe ich nur neunundfünfzig Jahre, fünf Monate, eine Woche und drei Tage. — Den Rest habe ich gewartet!“

Und der General warf sich mit resignirter Miene in seinen Fauteuil zurück.

„Ich muß sagen, Excellenz,“ erwiederte Herr Meding, „daß ich noch nicht an eine solche Rechnung gedacht habe, um die Jahre zu konstatiren, die so successive in den unfruchtbaren Abgrund der Antichambre fallen — ich möchte auch vorziehen, darüber lieber im Ungewissen zu bleiben und die dunkeln Augenblicke, die man in dieser Salle des pas perdus zubringt, in den Lethe zu versenken.“

„Sie sind noch jung und geneigt, die Zeit zu vergeuden,“ erwiederte der General, „aber ich —“

„Eurer Excellenz Zeit ist freilich auch weit kostbarer, als die meinige,“ sagte der Regierungsrath verbindlich.

Eine helle Glocke ertönte in diesem Augenblick.

Wenige Minuten darauf erschien der Kammerdiener und rief: „Mr. Meding.“

Der Regierungsrath verneigte sich gegen den General und trat in die königlichen Appartements. — Er durchschritt das Vorzimmer, dessen Thüren nach dem Kabinet des Königs weit geöffnet waren.

In diesem Kabinet, dessen Fenster nach dem Garten offen standen und das mit blühenden Gewächsen aller Art gefüllt war, saß der König an einem viereckigen Schreibtisch.

Georg V. war damals sechsundvierzig Jahre alt, — ein schöner Mann von blühender Gesundheit. Die scharfgeschnittenen, klassisch geformten Züge seiner Rasse, welche sein Gesicht in den reinsten Linien zeigte, strahlten von Heiterkeit und Wohlwollen, ohne dem königlichen Stolz Abbruch zu thun, der ihn erfüllte. Ein leicht aufwärts gedrehter blonder Schnurrbart bedeckte die Oberlippe, und schwerlich hätte Jemand beim ersten Anblick dieses sich in so freiem und leichtem Mienenspiel bewegenden Gesichts geahnt, daß dem Könige das Augenlicht fehle.

Der König trug die Uniform des hannöverischen Gardejägerregiments, bequem aufgeknöpft. Ueber seine Brust lief unter der Uniform das große dunkelblaue Band des Ordens vom Hosenbande. Auf der Brust trug er die kleinen Kreuze des Guelfen- und Ernst-August-Ordens.

Neben dem Könige stand an der Seite des Tisches der Geheime Kabinetsrath Dr. Lex, ein kleiner, trockener Mann mit ergrauendem vollem Haar, scharfen, intelligenten Zügen und bescheidener, fast schüchterner Haltung, im Begriff, seine Papiere zu ordnen.

Ein kleiner schwarzer King Charles lag zu den Füßen des Königs.

„Guten Morgen, mein lieber Regierungsrath!“ rief der König mit seiner hellen reinen Stimme dem Eintretenden zu, — „ich freue mich, Sie zu sehen. Setzen Sie sich und sagen Sie mir, was gibt es Neues — was sagt die öffentliche Meinung in meinem Königreiche?“

„Unterthänigst guten Morgen, Eure Majestät!“ erwiederte Herr Meding mit tiefer Verbeugung, indem er auf einem Sessel dem Könige gegenüber Platz nahm.

Der Geheime Kabinetsrath hatte seine Papiere geordnet und entfernte sich langsam.

„Die öffentliche Meinung,“ fuhr der Regierungsrath fort, „ist, wie ich Eurer Majestät mittheilen muß, sehr aufgeregt und macht einen gewaltigen Anlauf, um den Krieg zu beschleunigen und Eure Majestät insbesondere zum Anschluß an Oesterreich und zum entschiedenen Auftreten gegen Preußen zu bringen.“

„Warum denn das?“ fragte der König, — „die liebenswürdigen Blätter der Opposition sehnten sich ja sonst so sehr nach der preußischen Spitze!“

„Warum? Majestät,“ erwiederte der Regierungsrath, — „das möchte schwer zu konstatiren sein, — es werden da wohl viele und verschiedene Einflüsse mitwirken, — aber die Thatsache steht fest — die ganze

öffentliche Meinung im Königreiche Hannover will den Anschluß an Oesterreich."

„Sonderbar," sagte Georg V., „aus demselben Tone sprach mir der Graf Decken, der gestern bei mir war — er war ganz furios österreichisch."

„Graf Decken, Majestät," erwiederte Herr Meding, „spricht aus der Seele des großdeutschen Vereins, den er gestiftet — und ist ein großer Verehrer des Herrn von Beust."

„Ich weiß, ich weiß!" rief der König, — „er hat aber also doch Recht damit, daß alle Welt den Krieg gegen Preußen predigt, und die Armee am meisten, d. h. die jüngeren Offiziere?"

„Er hat Recht, Majestät," erwiederte der Regierungsrath.

Der König dachte einen Augenblick nach.

„Und was thun Sie dieser Strömung gegenüber?" fragte er dann.

„Ich suche zu kalmiren, abzuleiten und aufzuklären, soweit mein Einfluß in der Presse reicht, denn ich halte diese Strömung für unheilvoll, — sie trägt dazu bei, den Krieg, das größte Unheil für Deutschland, herbeizuführen und in diesem Kriege Hannover in eine höchst gefährliche Position zu drängen."

„Ganz recht, ganz recht!" rief der König lebhaft,

— „es muß Alles geschehen, um diese kriegerische und antipreußische Aufregung zu beruhigen. Sie wissen, wie sehr ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß das gute Einvernehmen der beiden ersten Mächte des deutschen Bundes die einzig sichere Grundlage für die Wohlfahrt Deutschlands ist und wie viel mir stets daran gelegen hat, dieß zu erhalten. — Sie wissen auch, welchen Werth ich auf die preußische Allianz lege. Man nennt mich," fuhr der König fort, — „einen Feind Preußens — ich bin es wahrlich nicht, — ich vertheidige die Rechte meiner vollen Selbstständigkeit und Souveränetät, aber Niemand kann mehr durchdrungen sein, als ich, von dem Wunsche, mit Preußen in Frieden und Einigkeit zu leben. Diejenigen, die diesen Frieden stören wollen, verkennen die Interessen beider Staaten. Man spricht in Berlin von der Politik Friedrich's des Großen — wie wenig versteht man seine Politik! Wie hohen Werth legte Friedrich II. auf die Allianz Hannovers, so hohen Werth, daß er seinen besten Feldherrn, den Herzog von Braunschweig, an Hannover abtrat! Und welche großen und segensreichen Folgen hatte nicht jene Allianz, obwohl sie gegen Oesterreich gerichtet war! O daß es möglich wäre, die beiden deutschen Mächte in inniger und freundlicher Verbindung zu erhalten, und daß es mir vergönnt wäre, der Punkt auf dem i dieser

Verbindung zu sein! Sollte aber der Bruch — was Gott verhüte — erfolgen, so will ich mich an einem so traurigen Kriege weder auf der einen noch auf der andern Seite betheiligen."

Der König hatte dieß Alles mit jener Bestimmtheit und Deutlichkeit gesprochen, mit der er es liebte, seinen Vertrauten gegenüber seine Auffassung einzelner Fragen und Materien ausführlich zu entwickeln, damit dieselben stets im Stande wären, seinen Ansichten und seinem Willen gemäß zu handeln.

„Sie thun also sehr recht," fuhr er fort, „wenn Sie nach allen Kräften der kriegerischen und antipreußischen Propaganda entgegenarbeiten." —

„Ich bin hocherfreut," erwiederte der Regierungsrath Meding, „Eurer Majestät Intentionen hierin so vollständig entsprochen zu haben, um so mehr, als meine Lage als geborner Preuße gerade in dieser Krisis eine höchst peinliche ist. Was ich aus innigster Ueberzeugung im wahrsten Interesse Eurer Majestät und Hannovers für geboten erachte und stets vertrete, könnte gerade mir leicht anders gedeutet werden — und wird mir anders gedeutet, wie Eure Majestät wissen. Es liegt mir daher gerade in dieser Frage doppelt daran, immer genau vergewissert zu sein, daß ich den Ansichten Eurer Majestät gemäß handle."

„Lassen Sie sich die falschen Deutungen nicht anfechten, mein lieber Regierungsrath," sagte der König mit dem ihm eigenthümlichen verbindlichen und freundlichen Lächeln, — „ich weiß, daß Sie nach Ihrer Ueberzeugung stets meine und Hannovers Interessen im Auge haben. Sie wissen, daß ich die öffentliche Meinung für die sechste Großmacht Europas halte — vielleicht für die erste — und darum will ich die Presse, das Organ für diese Großmacht, als mein eigenes königliches Ressort behalten, — ich will selbst hören, was das Volk denkt und sagt, und will in den Organen der Regierung nur meine Gedanken und Intentionen zum Ausdruck gebracht sehen, — ich will die wirklichen Gedanken und Meinungen des Volkes kennen — ob sie richtig oder unrichtig seien, — und das Volk soll meine Ansichten und meinen Willen kennen, — so wird Klarheit zwischen mir und meinen Unterthanen sein und das Wohl der Krone wie des Landes gefördert werden. Sie verstehen meinen Gedanken so vortrefflich und haben mir geschaffen, was ich längst schon für nöthig erkannte und so sehnlich wünschte — lassen Sie sich darum keine Mißdeutungen und Verkennungen anfechten."

Und der König reichte Herrn Meding seine Hand hinüber. Dieser erhob sich und drückte die Lippen auf die königliche Rechte.

„Eure Majestät hat mir stets erlaubt," sprach er dann, „in allen Fragen des Staatslebens nach Außen und im Innern meine Ansicht und Meinung frei und rückhaltslos auszusprechen, und es ist dieß schöne Recht eine unerläßliche Bedingung für die Erfüllung der schwierigen Aufgabe, welche die besondere von Eurer Majestät mir gegebene Stellung bedingt. Ich bitte Eure Majestät allerunterthänigst, auch jetzt in einem wie ich glaube ernsten Moment meine unmaßgebliche Meinung aussprechen zu dürfen."

„Sprechen Sie, sprechen Sie, mein lieber Regierungsrath, ich höre mit Spannung," sagte der König, lehnte sich in seinen Fauteuil zurück und stützte den Kopf leicht in die Hand.

„Eure Majestät wissen," sagte der Regierungsrath Meding, „daß es eine Art von mot d'ordre der deutschen, ja fast der europäischen Diplomatie ist, an den Krieg zwischen Oesterreich und Preußen nicht zu glauben. Mir kommt dieß vor, wie das Verfahren des Vogels Strauß, der den Kopf versteckt, um die Gefahr nicht zu sehen, und sie so zu beschwören hofft."

„Sie glauben also an den Krieg?" fragte der König, ohne seine Stellung zu ändern.

„Ich glaube daran, Majestät, — einmal nach der Lage der Verhältnisse — die Fragen stehen auf schiefer

Ebene und sind so weit vorgerückt, daß ich eine Umkehr nicht mehr als möglich sehe. Abgesehen von den aus Wien und Berlin einlaufenden Berichten, bestätigt mich in meiner Annahme, daß der Krieg unvermeidlich sei, aber auch die Haltung der offiziellen und offiziösen Presse in Oesterreich und Preußen."

„Sie spricht eminent friedlich, haben Sie mir gestern gesagt," warf der König ein. —

„Gerade deßhalb glaube ich, daß man in den beiden Lagern zum Aeußersten entschlossen ist. Würde man nur drohen und die Rüstungen bei einem demnächstigen diplomatischen Kompromiß als Druckmittel in die Wagschale werfen wollen, so würden die Regierungsblätter mit dem Säbel rasseln. Diese Friedensversicherungen aber beunruhigen mich. Jeder sucht den besten casus belli und wünscht die Schuld des Ausbruchs dem Gegner zuzuspielen. Ich bin überzeugt, daß wir, wenn nicht ein Wunder geschieht, in kürzester Frist vielleicht mitten im Kriege sind. Graf Platen will zwar ebenfalls noch nicht daran glauben."

„Der Vogel Strauß," sagte der König.

Der Regierungsrath Meding lächelte und fuhr fort:

„Diese Situation ist aber für Eure Majestät und Hannover gefährlicher, als für irgend eine andere Regierung. Denn im Moment der Aktion wird Preußen keine Rücksichten nehmen."

„Ich habe aber schon erklärt, daß ich unter allen Umständen neutral bleiben will," sagte der König.

„Gewiß, Majestät, — allein es ist kein Vertrag geschlossen. — Graf Platen hat dem Prinzen Ysenburg nur im Allgemeinen die Intention Eurer Majestät, neutral zu bleiben, ausgesprochen — aber aus Furcht vor dem Lärm in Frankfurt und Wien keine eingehendere Negoziation eingeleitet und namentlich keinen Vertrag geschlossen."

„Halten Sie den formellen Vertrag für so nöthig?" fragte der König.

„Ich halte ihn für unerläßlich, Preußen wird diesen Vertrag jetzt noch sehr gern schließen und, einmal geschlossen, ihn unter allen Umständen halten. Im Momente der Aktion wird man mehr fordern, und nach dem Sieg — — ich glaube, daß der Neutralitätsvertrag die Garantie für die Selbstständigkeit — ja für die Existenz Hannovers ist."

Der König fuhr auf.

„Halten Sie es für möglich, daß man in Berlin jemals daran denken könne, die Existenz Hannovers anzutasten?"

„Ich möchte für das Gegentheil keine Garantie übernehmen," erwiederte der Regierungsrath Meding, — „der Kampf, welcher entbrennen wird, ist ein Kampf

um die Existenz, — das alte Deutschland wird in diesem Kriege in Trümmer gehen — unter solchen Verhältnissen sind besondere Rücksichten nicht zu erwarten. Ein wirklicher Neutralitätsvertrag, jetzt abgeschlossen, sichert aber nicht nur die Existenz, sondern vielleicht sogar die volle Selbstständigkeit in einem neuen Deutschland, — denn, wie ich wiederholen muß — ich glaube fest, daß ein solcher Vertrag von Preußen unter allen Umständen gehalten werden wird."

„Aber," warf der König ein, „man setzt mir täglich auseinander, wie verderblich für Hannover ein Vertrag mit Preußen für den Fall wäre, daß Oesterreich siegen sollte."

„Ich kenne diese eigenthümliche Logik," erwiederte Herr Meding — „kann sie aber in der That nicht verstehen. Soll Oesterreich vielleicht, wenn es siegreich in Deutschland dastände, Hannover an Preußen geben? — Außerdem wissen Eure Majestät, daß ich an einen österreichischen Sieg nicht glaube."

Der König schwieg.

„Es ist eine schwierige Lage," sagte er dann. — „Gestern war Sir Charles Wyke hier, um mich zu beschwören, am Bunde und an Oesterreich festzuhalten. Er brachte mir einen Brief von Lord Clarendon im gleichen Sinne."

Der König öffnete mit einem kleinen Schlüssel eine der Schubladen, welche sich an der ihm zugekehrten Seite seines Schreibtisches befanden, tastete einige Augenblicke darin und reichte Herrn Meding über den Tisch einen Brief.

„Lesen Sie."

Der Regierungsrath Meding durchflog den Inhalt des Papiers.

„Ich verstehe vollkommen die englische Politik, Majestät," sagte er dann, — „man will in London um jeden Preis den Frieden erhalten, auch möchte man Preußen für die dänische Frage eine Lektion geben, — man hofft, wenn Eure Majestät sich entschieden und rücksichtslos auf die Seite Oesterreichs und der sächsischen Fraktion in Frankfurt stellen, daß Preußen vor dem Kampf zurückschrecken und Konzessionen machen, vielleicht die englische Vermittelung anrufen werde, — wodurch dann das englische Kabinet vielleicht Gelegenheit erhielte, etwas auf wohlfeile Weise für Dänemark zu thun. — Ich glaube, man täuscht sich in dieser Berechnung. — Dem sei aber wie ihm wolle — jedenfalls haben Eure Majestät hannöverische und nicht englische Politik zu machen, und um mich zu beruhigen, müßten hinter diesem Brief von Lord Clarendon die englischen Flotten mit Sicherheit zu sehen sein. — Sollten Eure Majestät aber, in Folge der jetzt so dringend angerathenen Politik,

in Noth und Gefahr kommen, so wird nicht ein englisches Kanonenboot zu Ihrem Schutze erscheinen. England spielt hier die Rolle jenes bösen Dämons, der den Hektor in Gestalt seines Bruders Deiphobus zum Kampf gegen Achill reizte, und der dann, als der trojanische Held sich nach einer frischen Lanze umsah, verschwunden war. — Ich möchte übrigens," fuhr Herr Meding nach einer kleinen Pause fort, „Eurer Majestät einen Gedanken aussprechen, durch dessen Ausführung die Bedenken, welche man gegen den Abschluß des Neutralitätsvertrages geltend macht, zum großen Theil verschwinden müßten."

Der König richtete sich auf und heftete das Auge so fest und gespannt auf den Sprechenden, daß dasselbe wie durch den sehenden Blick belebt erschien.

„Eure Majestät erinnern sich," sprach der Regierungsrath weiter, — „daß schon durch die ganze letzte Phase der Politik das stete und feste Zusammenhalten Eurer Majestät Regierung mit der kurhessischen von einem sehr starken und heilsamen Einfluß auf den Gang der Dinge war, daß durch dieß feste Zusammenhalten allein die unerhörte augustenburgische Politik des Herrn von Beust unmöglich gemacht, und die Sprengung des Bundes verhindert wurde. — Nach meiner Ueberzeugung müßte nun auch in dieser höchsten Krisis der deutschen Zustände Eure Majestät mit dem Kurfürsten zusammen

handeln und auch den Großherzog von Oldenburg zum Anschluß bewegen. Eure Majestät treten damit an die Spitze einer Gruppe, in welcher Allerhöchst Sie die naturgemäße und gern zugestandene Führung haben, sichern die Zukunft Hannovers, leisten Preußen einen Dienst und vertheilen die Unzufriedenheit Oesterreichs auf mehrere Schultern. — Ich würde der unmaßgeblichen Meinung sein, daß Eure Majestät mit dem Kurfürsten von Hessen gemeinschaftlich den Neutralitätsvertrag mit Preußen schließen. Würde — was ich, ich wiederhole es, für unmöglich halte — dieser Vertrag später etwa nicht respektirt, so steht dann auch ein kompakterer Körper da, ihn zu vertheidigen. — Ich glaube, daß durch einen solchen festen und energischen Schritt in dieser Richtung der Krieg weit eher vermieden werden könnte, als durch den von Lord Clarendon angerathenen unbedingten Anschluß an Oesterreich."

Der Regierungsrath Meding schwieg.

Der König, der mit der größten Spannung zugehört hatte, schlug lebhaft mit zwei Fingern der rechten Hand auf den Tisch.

„Sie haben Recht," rief er laut, „Sie haben vollkommen Recht!"

Und er drückte mit der linken Hand auf einen an seinem Schreibtisch befestigten Knopf. Der Kammerdiener trat ein.

„Der Geheime Kabinetsrath soll kommen!“ rief der König.

Als der Kammerdiener sich wieder entfernt, fuhr der König fort:

„Glauben Sie, daß der Kurfürst bereit sein wird, diesen Schritt mit mir zu thun?“

„Ich weiß, daß der Minister Abée ganz in diesem Sinne denkt,“ erwiederte der Regierungsrath Meding, „und ich weiß auch, daß Seine Königliche Hoheit der Kurfürst unendlichen Werth darauf legt, mit Eurer Majestät in Uebereinstimmung zu handeln.“

„Ich bitte Sie, mein lieber Meding,“ sagte der König, „sofort selbst zum Kurfürsten zu reisen und Seiner Königlichen Hoheit meine Propositionen zu überbringen.“

Ein Schlag ertönte an der äußern Thür. — Der Kammerdiener öffnete dieselbe mit den Worten:

„Der Geheime Kabinetsrath.“

„Mein lieber Lex,“ sagte der König, „der Regierungsrath Meding hat mir so eben einen Gedanken ausgesprochen, den ich sofort ausführen will. Er ist der Meinung, daß ich mit dem Kurfürsten von Hessen gemeinschaftlich und solidarisch einen Neutralitätsvertrag mit Preußen schließen soll, und ich will ihn sofort selbst nach Kassel schicken, weil er gewiß der beste Bote sein wird, um die Sache zu realisiren.“

Der Regierungsrath Meding verneigte sich gegen den König und sagte:

„Ich darf Eurer Majestät bemerken, daß Graf Platen ganz mit diesem Schritt einverstanden ist und mich autorisirt hat, dieß Eurer Majestät zu sagen."

„Tant mieux, tant mieux," sagte der König — „was meinen Sie dazu, lieber Lex?"

„Ich bin vollkommen einverstanden," erwiederte der Geheime Kabinetsrath mit einer feinen, etwas scharfen Stimme, „wenn nur Eure Majestät in irgend einer Weise den Neutralitätsvertrag werden abgeschlossen haben, so werde ich beruhigt sein, und wenn dieß in Gemeinschaft mit Hessen geschieht, so wird der Vertrag um so größere Garantieen bieten."

„Wollen Sie nun so freundlich sein," sagte der König, zum Kabinetsrath gewendet, „mit dem Regierungsrath zusammen das Schreiben zu entwerfen, das er von mir an den Kurfürsten mitnehmen muß, und es mir sogleich zur Unterschrift zu bringen!"

„Zu Befehl, Euer Majestät!" erwiederte der Geheime Kabinetsrath.

„Wie steht es mit der Gewerbegesetz-Angelegenheit?" fragte der König.

„Majestät," erwiederte Herr Meding, „die Zünfte sind in großer Aufregung und sehen ihren Untergang

in der Aufhebung des Zwanges. Ich thue Alles, um in dieser Richtung aufklärend zu wirken, und lasse in der Presse besonders auf das Beispiel Englands hinweisen, wo die Gilden ohne allen Zwang durch die Macht des korporativen Prinzips so gewaltig an Einfluß und Bedeutung dastehen. Ich hoffe, daß der Abscheu gegen die Neuerung auch hier der ruhigen und klaren Erkenntniß weichen wird, — der Minister Bacmeister greift übrigens die ganze Frage mit so schonender, vorsichtiger und geschickter Hand an, daß ich für den Erfolg nicht in Sorge bin."

„Es thut mir leid," sagte der König, „daß die braven Leute in den Zünften sich verletzt fühlen — aber sie werden bald einsehen, daß die Aufhebung des Zunftzwanges ihnen selbst nützt, — daß die Zünfte aus einer verhaßten und stagnirenden Institution zu einem lebenskräftigen Organismus werden. Wenn irgendwo, so ist die freieste Bewegung auf dem nationalökonomischen Gebiet nothwendig. — Wie freue ich mich, bei dem Minister Bacmeister ein so feines und geistreiches Verständniß für meine Ideen und eine so geschickte Hand zur Ausführung derselben gefunden zu haben!"

„In der That, Eure Majestät," erwiederte der Regierungsrath, „der Minister Bacmeister ist der geistreichste und liebenswürdigste Mann, den ich jemals kennen

gelernt habe, — er hat durch seine persönlichen Eigenschaften großen Einfluß auf die Opposition und fast jeden Abend findet er sich in einer Art von parlamentarischem Klub, den er hier gebildet, mit Miquel und Albrecht zusammen. Vieles wird dort in freundlichem Gespräch aufgeklärt, was sonst in den Kammerverhandlungen zu den bittersten Erörterungen und Streitigkeiten führen würde."

„Das ist ja," unterbrach der König lebhaft, „was uns hier immer gefehlt hat, — man spricht in Deutschland so viel vom öffentlichen Leben und versteht doch nichts davon, da man nicht im Stande ist, mit einem politischen Gegner auf neutralem Gebiet als Gentleman zu verkehren. — Waren Sie gestern in der Oper?" fragte er abbrechend.

„Nein," erwiederte der Regierungsrath, „Doktor Schladebach aber hat mir gesagt, daß er sehr unzufrieden war und eine strenge Kritik schreiben werde."

„Er hat Recht," rief der König, „ich bin sehr gespannt, diese Kritik zu lesen; Doktor Schladebach hat ein feines Verständniß für die Kunst und eine so richtige und taktvolle Manier, sein Urtheil auszusprechen. Wenn wir nur erst für das Schauspiel eine eben so gute Kritik gefunden hätten!"

„Ich gebe mir alle Mühe, Majestät," sagte Herr

Meding, „eine tüchtige Kritik zu schaffen, und bitte Eure Majestät nur noch um etwas Geduld, — die Kräfte lassen sich nicht so leicht und schnell finden oder bilden."

„Gewiß, gewiß," erwiederte der König — „che va piano va sano — aber wir müssen dahin kommen, eine wirklich gediegene Kritik zu schaffen — sie ist unerläßlich für ein Kunstinstitut, das wirklich auf der Höhe seiner Zeit stehen und seine hohe Aufgabe erfüllen soll. — Doch nun addio, mein lieber Regierungsrath, reisen Sie mit Gott und vieles Freundliche an Seine Königliche Hoheit den Kurfürsten. Kommen Sie bald zurück!"

„Gott segne Sie!"

Der Regierungsrath Meding und der Geheime Kabinetsrath verließen das Kabinet.

Georg V. blieb allein.

Er blieb eine Zeitlang ruhig in seinem Stuhle sitzen, das Auge auf den Tisch geheftet.

„Es ist wahr, es ist wahr," sagte er halblaut, „der große Konflikt naht sich, die segensreiche Institution des deutschen Bundes, welche fünfzig Jahre lang Deutschland die Ruhe und Europa den Frieden erhielt, kracht in ihren Fugen und wird in dem gewaltigen Kampf zusammenbrechen. — Die einzige Hand, welche mit mächtigem Wink diesen Ausbruch hätte beschwören können, ruht im Grabe. — Der Kaiser Nikolaus ist nicht mehr

da, um mit gewaltigem Arm in das rollende Rad des Verhängnisses zu greifen. — Und an mich hängt sich Gewicht an Gewicht von der einen und der andern Seite — wohin mich wenden — zum Heil dieses schönen, reichen und treuen Landes, das Gott mir anvertraut, das ein Jahrtausend mit meinem Hause in Freude und Leid verbunden war?"

Der König blieb eine Zeitlang stumm, dann erhob er sich, die Hand auf die Lehne seines Sessels gestützt, wendete sich nach der Seite, wo an der Wand die lebensgroßen Brustbilder des Königs Ernst August und der Königin Friederike hingen, und ließ sich langsam auf die Kniee nieder.

„O Du allmächtiger, dreieiniger Gott," sprach er mit leiser Stimme, deren inbrünstiger Ton das Gemach durchdrang, „Du siehst mein Herz, Du weißt, wie ich im Gebet zu Dir gerungen habe in schweren Stunden meines Lebens, Du hast mir Kraft in die Seele gegossen, die schwere Schickung zu ertragen, daß ich das Angesicht meines Weibes und meiner Kinder nicht schauen kann, Du hast mir Licht und Stärke gegeben, als ich in verhängnißvoller Zeit die Regierung dieses Landes übernahm — segne mich auch jetzt — laß mich das Rechte treffen in diesem ernsten Augenblick, erleuchte meinen Geist, zu erkennen, was meinem Lande und

meinem Hause zum Heil gereicht, und führe mich gnädig durch die Stürme dieser Tage! — Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe — und ist es mir beschieden, daß Leid und Trübsal mich treffe, so gib mir Kraft zum Tragen, Muth zum Ausharren!" —

Die betenden Worte des Königs verklangen, — tiefe Stille herrschte im Gemach. Da bewegte ein Luftzug klirrend den geöffneten Flügel des Fensters, etwas Schweres fiel zu Boden, man hörte das Geräusch zerbrechender Scherben.

Der kleine King Charles schlug an.

Der König schrak zusammen, erhob sich rasch und stellte sich vor seinen Lehnstuhl. Dann drückte er an den Knopf der elektrischen Glocke seines Schreibtisches.

Der Kammerdiener trat ein.

„Was fiel dort am Fenster zu Boden?" fragte der König lebhaft.

Der Kammerdiener eilte dem Fenster zu.

„Es ist der Rosenstock, den Ihre Majestät die Königin zur Blüte gebracht und hieher gestellt hat."

„Ist die Blume beschädigt?"

„Die Blüte ist gebrochen," erwiederte der Kammerdiener, indem er die Scherben aufhob und die verschüttete Erde zur Seite schob.

Georg V. schauerte leicht.

„Die Blüte ist gebrochen," wiederholte er halb leise, indem er das Haupt erhob und das Auge wie fragend zum Himmel richtete.

Dann ließ er sich wieder auf seinen Sessel nieder.

„Wer ist im Vorzimmer?" fragte er den Kammerdiener.

„General von Tschirschnitz, Graf Platen, General von Brandis, Minister Bacmeister."

„Rufen Sie die Herren alle!" befahl der König.

Der Kammerdiener stellte vier Stühle um den Tisch des Königs und entfernte sich.

Nach einigen Sekunden traten die vier Personen in das Kabinet, indem der Kammerdiener je den Namen des Eintretenden nannte.

„Guten Morgen, meine Herren," rief der König ihnen entgegen — „setzen Sie sich!" —

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Platen zu Hallermund, — ein Nachkomme jener bekannten Gräfin Platen, welche in dem Königsmark'schen Mysterium so viel genannt wurde, setzte sich zunächst zur Seite des Königs.

Er war ein Mann von fünfzig Jahren mit scharf geschnittenem, vornehmem Gesicht. Das glänzende Schwarz seines dichten, sorgfältig gescheitelten Haares und seines Schnurrbarts schien mit seinen Jahren nicht völlig über-

einzustimmen, wohl aber mit der jugendlichen und elastischen Haltung seiner schlanken, eleganten Gestalt.

Zur andern Seite des Königs setzte sich der Minister des Innern, Bacmeister, ein Mann, wenig älter als Graf Platen, dagegen weit mehr den Stempel seines Alters tragend. Sein dünnes, blondes Haar war grau geworden, die Züge seines bartlosen Gesichts trugen den Ausdruck der Ermüdung und Abgespanntheit durch geistige Arbeit, sowie durch Kränklichkeit und körperliche Leiden. Nur wenn er aufmerksam hörte, gewannen diese Züge Leben, das Auge leuchtete in dem Strahl einer hohen und außergewöhnlichen Intelligenz und ein Zug feiner Ironie umspielte oft den geistreichen Mund.

Wenn er sprach, so begleitete seine Worte ein so lebendiges und scharfes Mienenspiel, daß man glaubte, zwischen den Worten, die er sprach, noch viele unausgesprochene Gedanken zu lesen, die scharfen, klaren, wohlgewählten und genau den Sinn treffenden Worte gestalteten sich in Verbindung mit diesem Mienenspiel zu einer so hinreißenden Beredsamkeit, daß selbst seine heftigsten Gegner dem mächtigen Eindruck dieser anfangs unscheinbaren Persönlichkeit verfielen und vollständig sous le charme dieses Eindrucks sich befanden.

Beide Minister trugen den blauen Amtsfrack mit schwarzem Sammtkragen.

Der Kriegsminister, General der Infanterie von Brandis, war ein Mann von einundsiebenzig Jahren, ein alter Legionär des eisernen Herzogs von Wellington, — er hatte in Spanien gedient und die Feldzüge von 1813—15 mitgemacht. Heitere Jovialität strahlte aus seinem für seine Jahre frischen, lächelnden Gesicht, das eine schwarze kurze Perrücke umrahmte. Seine Lippe deckte ein kleiner, ebenfalls kohlschwarzer Schnurrbart.

Er setzte sich mit dem General von Tschirschnitz dem Könige gegenüber.

„Ich habe Sie gebeten, zusammen hieher zu kommen, meine Herren," sprach der König, „weil ich in dieser ernsten Zeit nochmals Ihre Meinung hören und Ihnen meinen Willen aussprechen wollte. — Ich habe Sie gerufen, General Brandis, und Sie, meine Generaladjutanten, als Vertreter der militärischen Verhältnisse des Königreiches, Sie Graf Platen, als meinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in dessen Ressort die unmittelbar vorliegenden großen Fragen fallen — und Sie, mein lieber Minister Bacmeister, weil Sie die innere Lage des Landes und die Stimmungen des Volkes genau kennen, und" — fügte er mit verbindlichem Lächeln hinzu, „weil ich in Ihre Ansicht und Ihren Rath ganz besonderes Vertrauen setze."

Der Minister des Innern verneigte sich.

„Sie erinnern sich, meine Herren, daß vor einiger Zeit in einem größeren Conseil, das ich hier in Ihrem Beisein abhielt, die große Frage erörtert wurde, welche Stellung Hannover in dem immer schärfer hervortretenden und sich zuspitzenden, so unendlich beklagenswerthen Konflikt zwischen den beiden ersten Mächten des deutschen Bundes einnehmen solle. — Die Herren Militärs — insbesondere auch der heute nicht anwesende General von Jacobi, erklärten übereinstimmend, daß die Armee zu einer ernstlichen Theilnahme an einem etwaigen Kampfe — den Gott verhüten wolle — gegenwärtig nicht bereit sei; eine Mobilmachung und militärische Vorbereitungen ernster Natur wurden aus politischen Gründen für bedenklich erachtet, während auf der andern Seite darauf gedrängt wurde, Maßregeln zu treffen, um von den militärischen Ereignissen nicht ganz unvorbereitet überrascht zu werden. — Um zwischen den beiden Meinungen zu vermitteln, habe ich die Festsetzung eines früheren Termins für die Exerzirzeit befohlen, wodurch einmal die Truppen für alle Fälle leichter disponibel sind, und zugleich auch der Bevölkerung eine Erleichterung geschaffen wird, indem die Exerzirzeit nicht mit der Ernte zusammenfällt. — Die Ereignisse schreiten indeß weiter vor und der Ausbruch des Konflikts scheint unvermeidlich. Es tritt nun die ernste Frage hervor, — ob für Hannover eine

Parteinahme nach der einen oder der andern Seite möglich oder gerathen — oder ob die strikte Neutralität zu empfehlen sei. — Ich bitte den Grafen Platen, sich zunächst zu äußern."

Graf Platen sprach:

„Ich verkenne nicht, Majestät, den Ernst der Lage, indeß glaube ich noch nicht, daß es wirklich zum Krieg kommt. Wir haben schon oft große Echauffements in der Politik gesehen, die sich bald wieder abgekühlt haben. Ich möchte deßhalb ganz unterthänigst der Meinung sein, daß noch der Augenblick nicht gekommen sei, um einen ganz bestimmten Entschluß zu fassen und auszusprechen."

Ein leichtes, fast unmerkliches Lächeln flog über die Züge des Königs. Der General von Tschirschnitz schüttelte den Kopf.

„Wenn es nothwendig werden sollte, sich positiv und definitiv zu erklären," fuhr Graf Platen fort, „dann würde ich auch gewiß nicht der Meinung sein, sich ganz entschieden auf die eine oder die andere Seite zu stellen. Wir haben Rücksichten nach beiden Seiten zu nehmen und dann kann man ja auch gar nicht wissen, wer denn siegen werde. Die Neutralität scheint mir in diesem Falle das Natürlichste zu sein."

„Also würden Sie rathen, den Neutralitätsvertrag abzuschließen?" fragte der König.

„Der Vertrag, Majestät," erwiederte Graf Platen, indem seine schlanke Gestalt sich in sich zusammenschmiegte, — „der Vertrag ist der letzte Schritt, er würde in Wien gewaltig verletzen, und wenn es nicht zum Krieg kommt, würde man uns einen solchen Vertrag schwer verzeihen."

„Aber werden wir ohne Vertrag die Neutralität halten können?" fragte der König.

„Wir werden ihn immer schließen können," sagte Graf Platen, „man wird in Berlin immer sehr zufrieden sein, uns nicht gegen sich zu haben."

„Sie würden also? —" fragte der König.

„Zeit gewinnen, Majestät, — Zeit gewinnen," sagte Graf Platen, „wir sind jetzt gesucht auf beiden Seiten und würden unsere günstige Position verlieren, wenn wir uns definitiv auf die eine Seite stellten. Je länger wir warten, um so vortheilhafter können wir unsere Lage gestalten."

Der König bedeckte Stirn und Augen mit der Hand und schwieg einen Augenblick. Dann wendete er sich nach der anderen Seite und sprach:

„Und was meinen Sie, Minister Bacmeister?"

Der Angeredete erwiederte mit einer leisen Stimme, welche aber dennoch die Hörer in eigenthümlicher Weise zur Aufmerksamkeit zwang:

„Es ist mein Grundsatz, Majestät, mir in jedem Falle die weiteren Konseqenzen der augenblicklichen Handlung klar zu machen. — Die Haltung, welche Eure Majestät jetzt einzunehmen beschließen werden, hat aber sehr weittragende Konsequenzen. — Eure Majestät können zunächst entweder mit Oesterreich oder mit Preußen gehen. — Gehen Allerhöchstdieselben mit Oesterreich, so können Sie, wenn Preußen so besiegt wird, wie man es in Wien hofft — und wie ich es nicht glaube, vielleicht eine bedeutendere Macht und größeren Einfluß in Deutschland gewinnen, — aber Sie spielen im entgegengesetzten Fall um Ihre Krone. — Eine solche Politik kann kühn und groß sein, aber sie setzt Alles auf's Spiel. — Wollen Eure Majestät sie machen, so können Sie das nur selbst beschließen, ein Minister kann dazu nicht rathen, da es ihm nicht zusteht, die Krone seines Herrn als Einsatz für ein gefährliches Spiel zu benutzen. — Gehen Eure Majestät mit Preußen, so folgen Sie der natürlichen Lage Hannovers und werden im Falle des Sieges zwar nicht eine so glänzende Stellung einnehmen, aber Sie werden auch im Falle des Unterliegens keine Gefahr laufen, da Oesterreich als Sieger Hannover nicht schwächen kann. — Nun bietet sich aber Eurer Majestät die glückliche Chance, durch eine neutrale Haltung, welche man in Berlin jetzt noch acceptirt und

stipuliren will, die Sicherheit des Landes und der Krone zu bewahren und vielleicht ohne Kampf und Opfer an den Vortheilen des Sieges Theil zu nehmen. — Nach meiner Ansicht kann da der Entschluß nicht zweifelhaft sein und ich muß mich daher entschieden für die unbedingte Neutralität aussprechen. — Dann aber, Majestät," fuhr der Minister lebhafter fort, „muß diese Neutralität so rasch wie möglich durch den bündigsten Vertrag besiegelt werden. Je mehr die Ereignisse fortschreiten, um so mehr sehe ich mit Besorgniß den Augenblick kommen, in welchem Preußen sich nicht mehr mit der Neutralität begnügen kann, und an Eure Majestät Forderungen stellen wird, die Sie nicht werden annehmen wollen und können. — Durch Zögern und Hinhalten kann nichts erreicht werden, als Mißtrauen auf beiden Seiten — und die endliche, vollkommene Isolirung Hannovers in einem Kampfe, in welchem allein und ungedeckt zu stehen wir nicht stark genug sind. — Ich stimme deßhalb für den schleunigsten Abschluß eines bündigen Neutralitätsvertrages."

„General von Brandis," sagte der König.

Der General antwortete, ohne daß der freundliche, lächelnde Ausdruck seines Gesichts verschwand:

„Eure Majestät wissen, daß ich die Preußen hasse. Ich habe als Kind unter den Eindrücken der Okkupation

von 1803 gelebt und werde diese Eindrücke nie vergessen. Ich sage Eurer Majestät ganz offen, daß ich am liebsten meinem persönlichen Gefühl nach an der Seite Oesterreichs gegen Preußen noch einmal meinen alten Degen zöge. Aber ich erkenne alle Gründe des Herrn Ministers des Innern als richtig und schließe mich deßhalb vollständig seiner Ansicht an."

„Und Sie, Generallieutenant von Tschirschnitz?" fragte der König weiter.

„Majestät," erwiederte der Generaladjutant mit seiner barschen militärischen Stimme, „ich muß zunächst auch heute nochmals dagegen protestiren, daß die königliche Armee nicht im Stande sein sollte, aktiv in die Entscheidung der Dinge einzugreifen. Nach meiner Ueberzeugung ist die Armee dazu im Stande und wird überall, wo sie dazu berufen wird, dem hannöverischen Namen und ihrer Geschichte Ehre machen. Ich spreche dieß mit der vollsten Zuversicht aus und werde meine Ansicht niemals ändern. — Die Rücksicht auf mangelnde Schlagfertigkeit der Armee darf also Eurer Majestät Entschlüsse nicht bestimmen. — Was die politischen Rücksichten und Gründe betrifft, so wollte ich lieber, Eure Majestät fragten mich nicht. — Ich muß die Gründe des Herrn Ministers des Innern als richtig anerkennen — als Soldat beklage ich die Neutralität und würde wahrlich

lieber wünschen, an der Seite Eurer Majestät und mit der braven hannöverischen Armee in den Kampf zu ziehen. — Wenn Eure Majestät sich aber für die Neutralität entscheiden, so möchte ich auch wünschen, daß sie so bald als möglich fest und unabänderlich abgemacht wird, denn ich verabscheue die halben Maßregeln und die unklaren Situationen und habe noch nie gesehen, daß sie zu etwas Gutem geführt hätten."

Der König richtete sich aus der zuhörenden Stellung, die er eingenommen hatte, empor.

„Ich höre also," sprach er, „daß Sie Alle, meine Herren, die Neutralität Hannovers in dem leider immer unvermeidlicher sich nahenden, tief beklagenswerthen Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen für geboten erachten. — Nur meint Graf Platen, daß man den festen Abschluß eines Vertrages hinziehen und Zeit gewinnen solle, während Minister Bacmeister und die Herren Generale den sofortigen Vertragsabschluß für nöthig halten, um den noch günstigen Augenblick nicht zu verlieren. — Ich meinerseits schließe mich der Ansicht des Ministers des Innern aus den von ihm vorgetragenen Gründen an. — Ich bitte Sie, mein lieber Graf," fuhr er gegen den Grafen Platen gewendet fort, „in diesem Sinne zu handeln und sogleich die erforderlichen Besprechungen mit dem Prinzen Ysenburg zu beginnen."

Graf Platen war augenscheinlich unangenehm berührt. —

„Zu Befehl, Euer Majestät," sagte er sich verneigend, „indeß werden Allerhöchstdieselben gewiß einverstanden sein, daß wir wenigstens noch einige Tage warten, bis sich die Situation noch etwas mehr geklärt hat und bis wir wenigstens ganz genau wissen, was in Oesterreich geschieht und was man dort will. — Graf Ingelheim hat mir heute Morgen mitgetheilt, daß der Prinz Karl Solms in besonderem Auftrag des Kaisers an Eure Majestät unterwegs ist."

Der König erhob das Haupt mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

„Mein Bruder Karl?" rief er aus, „was bringt er?"

„Ich weiß es nicht, Majestät," sagte Graf Platen, „und Graf Ingelheim wußte es auch nicht — oder wollte nicht vorgreifen, — jedenfalls müßte doch diese Mission abgewartet werden, bevor nach Preußen hin definitive Schritte geschehen."

Der König dachte nach.

Bacmeister schüttelte schweigend den Kopf.

Ein Schlag ertönte gegen die äußere Thür.

Der Kammerdiener meldete den Geheimen Kabinetsrath. —

Dieser trat in das Kabinet und sprach:

„Seine Durchlaucht der Prinz Karl Solms ist soeben angekommen und bittet Eure Majestät um Audienz."

Der König stand auf.

„Wo ist der Prinz?"

„Er ist bei Ihrer Majestät der Königin und erwartet dort die Befehle Eurer Majestät."

Der König klingelte.

„Ich lasse den Prinzen Karl bitten, zu kommen," sagte er dem eintretenden Kammerdiener. — „Sie, meine Herren Minister, wollen so freundlich sein, hier in Herrenhausen zu bleiben, — ich bitte Sie, zu frühstücken, der Geheime Kabinetsrath wird die Honneurs machen. — Mein lieber Generaladjutant, ich danke Ihnen und will Sie nicht länger aufhalten. Aus unserer regelmäßigen Arbeit wird heute nichts werden. Ich bitte Sie, morgen wiederzukommen."

Die vier Herren entfernten sich.

Der Geheime Kabinetsrath trat an den Tisch des Königs.

„Der Brief an den Kurfürsten, Eure Majestät — eine kurze Erklärung, daß Eure Majestät in jedem Falle neutral zu bleiben wünschten, und im Uebrigen auf die mündlichen Erklärungen des Regierungsraths Meding verwiesen."

„Es ist gut, geben Sie," sagte der König.

Der Geheime Kabinetsrath legte den Brief auf den Tisch, tauchte eine große Feder ein und reichte sie dem König, legte dann dessen Hand auf die Stelle des Papiers, wohin die Unterschrift zu setzen war, und der König schrieb mit fester Hand und großen, kräftigen Zügen: Georg Rex.

„Ist es gut?“ fragte er.

„Vollkommen,“ erwiederte der Geheime Kabinetsrath, nahm das Papier und entfernte sich.

Kaum hatte er das Kabinet verlassen, als der Kammerdiener die Thüre mit den Worten öffnete:

„Seine Durchlaucht der Prinz Karl.“

Der Prinz trat ein.

Der Stiefbruder des Königs, aus der Ehe der nachmaligen Königin Friederike mit dem Prinzen von Solms-Braunfels, war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, von hoher, schlanker Gestalt, das ergrauende Haar kurz geschnitten; das dem Könige ähnliche, aber weit weniger scharf geschnittene Gesicht trug die Farbe der Gesundheit, aber zeigte in den etwas erschlafften Zügen Spuren von Kränklichkeit.

Der Prinz trug die große Uniform eines österreichischen Generalmajors, in der Hand den Hut mit dem grünen Federbusch und einen versiegelten Brief, — auf der Brust den großen Stern des hannöverischen

Guelphenordens, den österreichischen Leopoldorden um den Hals. —

Er eilte auf den König zu, der ihn auf das Herzlichste umarmte.

„Woher kommst Du, mein lieber Karl," rief Georg V., „was verschafft mir die so unerwartete Freude, Dich hier zu sehen? — Was machen vor Allen die Deinigen?"

„Ich danke für Deine gnädige Frage," erwiederte der Prinz — „es geht besser zu Hause und meine Frau befindet sich jetzt wohl."

„Und die Herzogin von Ossuna?"

„Ich habe die besten Nachrichten."

„Und Du selbst — was macht Deine Gesundheit?"

„Die Nerven plagen mich zuweilen, sonst geht es mir gut."

„So" — sagte der König, — „und nun setze Dich und erzähle mir, was Dich herführt — ich habe eine Andeutung davon durch Graf Ingelheim erhalten."

Der Prinz setzte sich neben den König und antwortete:

„Ich wünschte, daß ich in weniger ernster Zeit und aus weniger ernster Veranlassung hieher käme," sagte er seufzend, — „der Kaiser schickt mich zu Dir. Hier ist sein Brief."

Und er reichte dem König das Schreiben, welches er in der Hand trug.

Dieser nahm es, ließ die Finger leicht über das Siegel gleiten und legte es vor sich auf den Tisch.

„Kennst Du den Inhalt, steht etwas Besonderes darin?“ fragte er.

„Nichts von Bedeutung, es ist nur meine Beglaubigung. Meine Mission ist mündlich.“

„So sprich, ich bin gespannt zu hören.“

Der Prinz sprach:

„Der Kaiser ist entschlossen, den Kampf um die künftige Gestaltung Deutschlands aufzunehmen und mit allen Kräften durchzuführen, da er überzeugt ist, daß nur durch diesen Kampf und nach einem entscheidenden Siege Oesterreichs dauerhafter Frieden und dauerhafte Sicherheit für die souveräne Selbstständigkeit der deutschen Fürsten herzustellen sein werden.“

„Also habe ich mich nicht getäuscht,“ sagte der König, „der Kampf ist beschlossen?“

„Er ist beschlossen,“ erwiederte der Prinz, „und der Kaiser legt den höchsten Werth darauf, in diesem Kampf von den deutschen Fürsten umgeben zu sein, wie er es beim Fürstentage in Frankfurt war.“

„Wo man mich mediatisiren wollte“ — warf der König halblaut ein, — „doch weiter.“

„Der Kaiser," fuhr der Prinz fort, „legt vor Allem hohen Werth auf die feste Allianz Hannovers. Er hat mir befohlen, Dir zu sagen, daß er die Interessen des Hauses Habsburg und des Welfenhauses für identisch in Deutschland halte —"

„Das Welfenhaus hat stets gegen den Cäsarismus gekämpft" — sagte der König.

„Der Kaiser," fuhr der Prinz fort, „hofft, daß die alte innige Verbindung zwischen Hannover und Oesterreich auch in dieser Krisis sich bewähren werde. Er sieht ein, daß bei dem Wiener Kongreß Hannover nicht die richtige Stellung in Deutschland, besonders in Norddeutschland, erhalten habe; — berufen, in Norddeutschland ein mächtiges und selbstständiges Gegengewicht gegen die preußischen hegemonistischen Bestrebungen zu bilden, sei Hannover durch die Diplomatie des Wiener Kongresses zu schwach hingestellt —"

„Weil die Bestrebungen des Grafen Münster von Metternich nicht unterstützt wurden," bemerkte der König abermals halb für sich.

„Der Kaiser erkennt die Nothwendigkeit," fuhr der Prinz fort, „jenen Fehler des Wiener Kongresses bei einer neuen Gestaltung und Organisation Deutschlands zu verbessern, und schlägt Dir deßhalb ein festes Offensiv- und Defensivbündniß vor."

„Auf welcher Basis?“ fragte der König.

„Die wesentlichen Punkte des Bündnisses, welches der Kaiser im Sinne hat, sind folgende,“ erwiederte der Prinz: „Hannover stellt sofort seine ganze Armee auf den Kriegsfuß und verpflichtet sich, gemeinschaftlich und zugleich mit Oesterreich den Krieg an Preußen zu erklären. — Dagegen stellt der Kaiser die in Holstein befindliche Brigade Kalik zu Deiner Disposition und tritt Dir den General von Gablenz für die Dauer des Feldzugs ab. — Er garantirt für alle Fälle den ungeschmälerten Besitzstand Hannovers und verspricht für den Fall des Sieges, Holstein und das preußische Westphalen Deinem Königreiche einzuverleiben.“

„Für den Fall des Sieges,“ sagte der König. — „Glaubst Du an diesen Sieg?“

Der Prinz schwieg einen Augenblick.

„Ich bin österreichischer General,“ sagte er dann.

„Laß den österreichischen General einen Augenblick bei Seite und antworte mir als mein Bruder!“

„Wenn unsere Kräfte richtig geleitet und in Thätigkeit gesetzt werden,“ erwiederte der Prinz nach einer kurzen Zögerung, „und wenn Deutschland kräftig und energisch zu uns steht, so kann uns der Erfolg nicht fehlen. Unsere Artillerie ist vortrefflich und unsere Kavallerie der preußischen weit überlegen.“

„Hm," machte der König, — „doch lassen wir diese Erörterung, Du könntest glauben, daß ich meine Entschlüsse nur nach dem Nützlichkeitsprinzip fassen wolle, und dem ist nicht so. Für mich liegt in dieser ganzen Krisis ein höheres Prinzip, als das des Erfolgs, und nach diesem Prinzip allein werde ich handeln."

„Ich bitte Dich unterthänigst," sagte der Prinz, „die Zukunft und Größe Deines Hauses zu bedenken und nicht zu vergessen, daß Preußen in seiner jetzigen Macht und mit den jetzigen Tendenzen seiner Politik eine stete Drohung und Gefahr für Hannover ist."

Der König schwieg einige Augenblicke nachdenkend.

„Mein lieber Karl," sagte er dann, „Du kannst überzeugt sein, daß Alles, was vom Kaiser kommt, bei mir die ernsteste Aufnahme und die höchste Beachtung findet — und daß er, indem er mir die Freude machte, Dich zu mir zu schicken, einen Boten gewählt hat, der ganz geeignet ist, diese Beachtung noch zu verstärken. Ich bin jederzeit bereit, dem Hause Habsburg und Oesterreich meine auf Neigung und Ueberzeugung beruhende Freundschaft zu beweisen. — Hier aber, — ich muß es Dir sogleich sagen, — kommen Prinzipien in Frage, die mir als Herrscher meines Landes und als Mitglied des deutschen Bundes höher stehen als Alles. — Ich will Dir in diesem

Augenblick noch keine definitive Antwort geben, Du kannst doch einige Tage hier bleiben?"

„Einige Tage gewiß," erwiederte der Prinz, „der Kaiser erwartet aber mit Spannung meine Rückkehr und lange möchte ich nicht —"

„Ich will Dich auch nicht lange aufhalten und Deine Proposition sogleich meinen Ministern vorlegen."

Der König klingelte und sagte dem eintretenden Kammerdiener:

„Wenn die Herren Minister gefrühstückt haben, so lasse ich sie bitten!"

Kurze Zeit darauf traten Graf Platen, General Brandis und Minister Bacmeister in das Kabinet.

Der Prinz Karl begrüßte die Herren einzeln sehr herzlich und Alle setzten sich um den Schreibtisch des Königs.

Georg V. begann:

„Die Situation, über welche wir vorhin sprachen, hat sich etwas modifizirt. — Mein Bruder Karl hat mir die Proposition eines bestimmten Allianztraktats von Seiten Seiner kaiserlichen Majestät von Oesterreich überbracht, unter genau formulirten Bedingungen. — Ich bitte Dich, lieber Karl, diese Bedingungen nochmals zu bezeichnen."

Der Prinz wiederholte die Punkte, wie er sie vorher dem Könige vorgetragen.

Graf Platen rieb sich lächelnd die Hände.

„Eure Majestät sehen," sagte er halblaut dem Könige, „wie man sich um uns bewirbt und welche günstige Situation unsere Politik geschaffen hat."

Bacmeister wiegte langsam das Haupt und drehte die Daumen seiner gefalteten Hände um einander, ein Zug feiner, lächelnder Ironie spielte um seinen Mund.

„Eure Durchlaucht," sagte er, „sprechen von allerdings sehr bedeutenden Vergrößerungen Hannovers im Falle des Sieges. Was aber wird geschehen, wenn — wir müssen hier alle Fälle erwägen — Preußen siegreich sein sollte?"

„Der Kaiser garantirt für alle Fälle den Besitzstand Hannovers," sagte der Prinz.

„Durch welche Mittel würde aber Seine kaiserliche Majestät in dem Falle, daß Oesterreich besiegt wäre, dem siegreichen Preußen gegenüber jene Garantie zu unterstützen und zu realisiren denken?" fragte Bacmeister.

„Ich bitte, mein lieber Minister, jetzt keine Diskussion, sagte der König.

„Sie haben, meine Herren," fuhr er fort, „die Propositionen gehört. Ich will in diesem Falle, gegen meine sonstige Gewohnheit, wie Sie wissen, Ihnen sogleich meine Anschauung sagen. — Ich meinestheils stehe unabänderlich auf dem Standpunkt, daß ein Krieg zwischen

zwei Mitgliedern des deutschen Bundes nach der Verfassung und den Gesetzen des Bundes eine Unmöglichkeit ist. Ein solcher Krieg kann und wird vielleicht leider kommen, wie ein schweres Naturereigniß, wie eine Geißel Gottes, — ihn vorher in's Auge zu fassen, für ihn Verträge zu schließen — das halte ich für unvereinbar mit meinen Pflichten als deutscher Fürst; ich würde mich durch einen solchen Vertrag betheiligen und mitschuldig machen an der Infraktion in die von Deutschland und Europa geheiligte Verfassung des deutschen Bundes. Mit meinem Willen und mit vorbedachter Absicht sollen niemals hannöverische Truppen gegen Deutsche fechten und niemals wird dieß anders geschehen, als im Stande der Nothwehr. — Kann ich schon deßhalb den vorgeschlagenen Allianztraktat nicht für annehmbar erachten, so kommt dazu, daß ich die für die eventuelle Vergrößerung Hannovers gemachten Propositionen niemals annehmen kann. Ich kann keinen Vertrag unterzeichnen, durch welchen ich die Hand ausstrecke nach fremdem Gut. Es ist mein Stolz und meine Freude, daß unter den von mir beherrschten Landen sich kein Fuß breit Erde befindet, der nicht rechtmäßig meinem Hause als legitimes Besitzthum zusteht — soll ich jetzt Verträge schließen über die Eroberung von Ländern, die jedenfalls mir nicht gehören? Westphalen gehört dem Könige von Preußen, einem

Fürsten, mit dem ich nicht nur in Frieden lebe, sondern im deutschen Bunde in besonders heiligen Beziehungen stehe. Holstein gehört von Rechtswegen — ich weiß nicht wem, dem Großherzog von Oldenburg, dem Herzog von Augustenburg, Preußen, — ich kann die verwickelte Frage des Erbfolgerechts nicht entscheiden — jedenfalls nicht mir. Und meine Herren, ich will um keinen Preis das schöne Bewußtsein mir trüben lassen, daß mein Königreich mir ganz und rein nach Gottes Recht und Gottes Gnade gehört, — und niemals" — der König schlug stark mit zwei Fingern der rechten Hand auf den Tisch — „niemals werde ich meine Hand ausstrecken nach fremdem Gut! — Der vorgeschlagene Vertrag ist daher nach meiner Ueberzeugung unannehmbar. — — Ein Vorschlag Seiner kaiserlichen Majestät von Oesterreich," fuhr der König nach einer kurzen Pause fort, „hat aber das unabweisbare Recht auf eine ernste und scharfe Prüfung. — Ich bitte daher einen jeden von Ihnen, die Frage gewissenhaft zu durchdenken und alle Gründe, die etwa gegen meine eben ausgesprochene Ansicht geltend zu machen sein möchten, zu erwägen und zu formuliren. — Ich werde morgen Sie, meine Herren, mit Ihren heute nicht hier anwesenden Kollegen zu einer Sitzung des Gesammtministeriums unter meinem Vorsitz zusammentreten lassen, um dann die definitive Antwort

zu hören und festzustellen. — Für heute danke ich Ihnen, die Stunde der Berathung werde ich Ihnen morgen wissen lassen."

Der König erhob sich.

Die Minister verließen ernst und schweigend das Kabinet.

Der Prinz Solms blickte trübe vor sich hin.

„Habe ich Recht?" fragte ihn der König.

Der Prinz blickte zu seinem königlichen Bruder mit dem Ausdruck tiefer Verehrung auf.

„Du hast Recht," sagte er leise, „und" — fügte er hinzu, indem sein Blick sich trübe verschleierte und sein Haupt niedersank, — „doch vielleicht großes Unrecht."

„Nun, mein lieber Karl," sagte der König mit ruhiger Heiterkeit, „sollst Du mit mir ausgehen. Ich habe das Bedürfniß, einen Gang zu machen, bei welchem Du mein bester Begleiter bist."

Er drückte auf einen zweiten Knopf an der rechten Seite des Schreibtisches. Der Kammerdiener vom innern Dienst erschien an der Thür des Kabinets, welche zum Schlafzimmer des Königs führte.

„Ich will ausgehen," sagte der König, indem er seine Uniform zuknöpfte.

Der Kammerdiener reichte ihm die Militärmütze der Gardejäger und die Handschuhe.

„Befehlen Eure Majestät eine Cigarre?“

„Nein! — Lassen Sie den Flügeladjutanten vom Dienst avertiren, daß ich seiner nicht bedarf. Der Prinz wird mich begleiten.“

Der König nahm den Arm des Prinzen und schritt durch die Korridors, an den sich tief verneigenden scharlachrothen Lakaien vorüber, dem großen Ausgangsportal des Schlosses zu. In der Halle vor diesem Portal hörte man ein lebhaftes Gespräch.

„Wer ist da?“ fragte der König den Prinzen.

„Graf Alfred Wedel und Devrient.“

In der That standen die genannten Personen neben einander auf dem Vestibüle und waren in einem anscheinend so lebhaften Gespräch begriffen, daß sie das Herannahen des Königs nicht bemerkt hatten.

Der Graf Alfred Wedel, der Hofmarschall und Schloßhauptmann des Königs, ein großer und starker junger Mann von etwa dreißig Jahren, mit frischem Gesicht, schönen, aber starken Zügen, in der kleinen Hofuniform, blauem Frack mit roth umgeschlagenem Kragen, stand vor dem berühmten hannöverischen Hofschauspieler Devrient, einem hohen Sechziger, der die deutschen Befreiungskriege mitgemacht hatte, aber so wenig schwer an der Last seiner Jahre trug, daß er noch mit dem größten Erfolge den Hamlet spielte. Auch außerhalb der Bühne

sah man weder seinem lebhaften Gesicht mit dem feurigen Auge, noch der Haltung seines Körpers sein Alter an.

„Guten Morgen, Devrient!“ rief der König mit seiner hellen Stimme und blieb mitten im Vestibüle stehen. —

Die beiden Herren unterbrachen ihr Gespräch und Devrient eilte auf den König zu.

„Wie geht es Ihnen,“ sprach Georg V. freundlich, „immer munter und frisch? Devrient ist ein Beispiel für uns Alle,“ sagte er zum Prinzen Solms gewendet, „er hat das Geheimniß der ewigen Jugend.“

„Majestät,“ antwortete Devrient, „auch diese ewige Jugend, welche Allerhöchstdieselben mir gnädigst zuschreiben, hat ihre Coulissen, und ich stehe leider nicht immer vor den Lampen — die Gicht soufflirt mir oft falsch! — Ich war gekommen, um Eurer Majestät Befehle für die nächste Vorlesung zu erbitten — doch ich sehe, Eure Majestät wollen ausgehen.“ —

„Ich bin heute beschäftigt, lieber Devrient,“ sagte der König, — „morgen auch — wollen Sie übermorgen zu mir kommen?“

„Zu Befehl, Majestät.“

Und freundlich mit dem Kopf nickend, schritt der König dem Ausgang zu, dessen beide große Flügel der Portier geöffnet hatte.

Als er durch das Portal in den inneren Schloßhof trat und die Schloßwache in's Gewehr trat und das Spiel rührte, fragte Prinz Karl:

„Wohin befiehlst Du zu gehen?"

„Nach dem Mausoleum," antwortete der König.

Und am Arm seines Bruders schritt er festen und schnellen Schrittes durch den Schloßhof.

Devrient trat auf den Grafen Wedel zu, nachdem er dem König einen Augenblick nachgesehen.

„Wenn ich den Herrn so dahin schreiten sehe und an die Zeiten denke, in denen wir leben, so möchte ich fortwährend alle guten Geister des Himmels beschwören, daß sie gnädig über seinem theuren Haupte wachen. — Es gefällt mir nicht," fuhr er finster fort, „den Herrn da jetzt am Arm eines österreichischen Generals zu sehen. Gott verhüte, daß das eine böse Vorbedeutung ist!"

„Sie sind unverbesserlich," rief Graf Wedel — „wollen Sie schon wieder die Politik aufrühren und Ihrem Haß gegen Oesterreich Luft machen? Ganz Deutschland stellt sich auf die Seite des Kaisers — soll denn der König sich für Preußen opfern?"

„Diese österreichische Uniform gefällt mir nicht," sagte Devrient düster.

„Ich wollte, wir hätten dreißigtausend davon hier," rief Graf Wedel. „Ich werde Sie an den heutigen

Tag erinnern, Devrient, wenn der große Sieg erfochten sein wird und wenn das dankbare Oesterreich —"

„Dank vom Haus Oesterreich!?" rief Devrient mit dem Tone und dem Gestus der Bühne, setzte seinen Hut auf und schritt, ohne weiter ein Wort zu sprechen, durch das Ausgangsportal der großen Allee zu, welche vom Schlosse Herrenhausen nach der Stadt führt.

Graf Wedel ging lächelnd und kopfschüttelnd in die innern Räume des Schlosses. —

Im Garten von Herrenhausen in tiefer Waldesstille liegt das Grabmal des Königs Ernst August und der Königin Friederike, ganz ähnlich dem Mausoleum in Charlottenburg, in welchem der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und die Königin Louise ruhen.

Der König und die Königin liegen in Marmor, von der Meisterhand Rauch's gemeißelt, auf ihren Sarkophagen in dem tempelartigen Bau, welcher von oben her ein Licht von wunderbarem Effekt auf die herrlichen, lebenswahren Gestalten fallen läßt. Der Bau in seiner tiefen Stille, seiner heiligen Einfachheit und seiner unübertrefflich meisterhaften Kunstbildung umfängt den Eintretenden mit der ganzen Majestät des Todes, mit den ergreifenden Schauern, aber auch mit dem tiefen Frieden der ewigen Ruhe.

Ein einziger Posten stand vor dem Eingang.

Vier Personen verließen das Mausoleum schweigend und augenscheinlich ergriffen von dem Eindruck dieses königlichen Grabmals. Der Kastellan folgte ihnen.

Drei von diesen Personen sind Bekannte aus dem alten Amtshause von Blechow, — der Pastor Berger, seine Tochter Helene und der Regierungsassessor von Wendenstein. In ihrer Begleitung befand sich ein junger Mann von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, in einfacher schwarzer Tracht und weißer Binde, welcher ohne irgend ein bestimmtes Zeichen doch den Geistlichen vermuthen ließ. Sein glatt gescheiteltes, blondes Haar fiel gerade an den Schläfen herunter und umrahmte ein rundes, glattes Gesicht ohne bedeutende und bemerkbare Züge. Sein graues, kleines Auge blickte scharf und oft hart unter den gesenkten Lidern hervor, und um die fest geschlossenen dünnen Lippen lag ein Zug von Selbstzufriedenheit und ascetischer Würde, welcher den vollständigsten Kontrast bildete zu dem lebensfrischen, ruhig heitern Ausdruck des alten Pastors Berger, welcher auch hier seine gewöhnliche Tracht, den zugeknöpften schwarzen Rock und das viereckige Baret der lutherischen Geistlichen, trug.

Die vier Personen schritten langsam die große Allee hinab, welche von dem Mausoleum nach dem inneren Schloßpark führt.

Sie waren nur wenige Schritte vom Mausoleum entfernt, als der Posten mit hörbarem Schlag das Gewehr präsentirte und der ihnen folgende Kastellan halblaut rief:

„Seine Majestät der König."

Aus einer Seitenallee trat Georg V. am Arm des Prinzen Solms.

Die drei Herren entblößten das Haupt und Alle blieben ehrfurchtsvoll stehen.

„Man grüßt Dich," sagte der Prinz leise.

Der König legte die Hand an die Mütze.

„Wer ist es?" fragte er.

„Ein lutherischer Geistlicher, nach der Tracht," antwortete der Prinz.

Der König blieb stehen und rief:

„Herr Pastor!"

Der Pastor Berger trat auf ihn zu und sprach mit fester und lauter Stimme:

„Ich grüße in Ehrfurcht meinen königlichen Herrn und obersten Bischof!"

Der König stutzte beim Klange dieser Stimme.

„Bin ich Ihnen nicht im vorigen Jahre im Wendlande begegnet?"

„Eure Majestät sind zu gnädig, sich dessen zu erinnern. Ich bin der Pastor Berger aus Blechow."

„Ganz recht, ganz recht!“ rief der König erfreut. „Ich erinnere mich mit lebhaftem Vergnügen Ihrer schönen Begrüßung in Blechow und alles des Guten, was Sie mir über den Zustand Ihrer Gemeinde sagten. Wie glücklich macht es mich, Sie hier zu begegnen! Was führt Sie nach Hannover?“

„Majestät, die Kräfte wollen nicht mehr so ganz wie früher, und ich muß darauf denken, mir etwas Hülfe zu schaffen, damit meine Gemeinde nicht unter meinem zunehmenden Alter leidet. Der Dienst darf nicht alt und nicht müde werden, — da habe ich nun den innigen Wunsch, meinen Schwestersohn, den Kandidat Behrmann, mir zum Adjunkten bestellen zu lassen, damit er dereinst auch, so Gott will, mein Nachfolger im Amte werde. Dieß beim Konsistorio zu erbitten und zu befürworten, bin ich hergekommen.“

„Gewährt, gewährt, mein lieber Pastor!“ rief der König lebhaft, „die Qualifikation Ihres Neffen ist in Ordnung, sonst würden Sie die Bitte nicht stellen. Er ist Ihr Adjunkt. Wie glücklich macht es mich gerade heute und hier, Ihren Wunsch sogleich erfüllen zu können!“

Der Pastor sagte überrascht und gerührt nichts weiter als: „Ich danke Eurer Majestät von Herzen.“

„Und nun, mein lieber Pastor, werde ich Sorge

tragen, daß Ihnen Alles gezeigt wird, was in Hannover zu sehen ist. Geben Sie im Schloß Ihre Wohnung an. Morgen erwarte ich Sie zur Tafel, kommen Sie eine Stunde vorher. Sie sollen mir viel von meinem lieben, treuen Wendlande erzählen. — Haben Sie den Park und die Treibhäuser gesehen?"

„Wir wollten dahin gehen, Majestät; jetzt komme ich aus dem Mausoleum und bin noch tief erfüllt von dem erhabenen Eindruck. Ich habe dort meine Seele zum Herrn erhoben und innig gebetet, daß er Eure Majestät schützen möge in dieser schweren und bewegten Zeit."

Der König blickte tief ernst vor sich hin.

„Ja," sprach er dann, „wir leben in ernsten, schweren und dunkeln Tagen und der Segen des Herrn thut noth. Ich will thun, was Sie gethan. Ich will beten am Grabe meiner Eltern um Kraft und Erleuchtung. Leben Sie wohl — auf Wiedersehen morgen!"

Und mit militärischem Gruß wendete er sich und schritt dem Mausoleum zu.

Tief ergriffen blickte der Pastor Berger ihm nach. Auf seinem Angesicht zuckte es in mächtiger Rührung, von einer unwillkürlichen Bewegung erfaßt erhob er die Hand und sprach mit lauter Stimme, die wunderbar ergreifend durch die Waldeseinsamkeit schallte:

„Der Herr segne Dich und behüte Dich! Der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und sei Dir gnädig. Der Herr erleuchte sein Angesicht über Dir und gebe Dir seinen Frieden! Amen!"

Bei den ersten Worten dieses Segens war Georg V. still gestanden, hatte sich zu dem Sprechenden umgewendet und seine Mütze abgenommen. Ein Ausdruck tiefer Andacht lag auf seinen Zügen.

Als der Pastor geendet, bedeckte er sich, grüßte schweigend leicht mit der Hand und trat langsam in den einfachen, ernsten Bau, der die letzte Ruhe seiner Eltern beschirmte.

Sechstes Kapitel.

In demſelben Boudoir in dem Hauſe an der Ringſtraße in Wien, in welches der Lieutenant von Stielow ſich aus der Soirée des Grafen Mensdorff begeben hatte, lag jene wunderbar ſchöne Frau, welche damals den jungen Offizier mit ſo berauſchender Glut umfing, auf ihrem Ruhebett.

Sie trug ein perlgraues Morgenkoſtüm mit leichten hellroſa Schleifen, ein weißes Spitzentuch umgab das feine Oval ihres Geſichts und bedeckte faſt ganz das glänzende, glatt anliegende Haar.

Die Morgenſonne warf einzelne Strahlen durch die zuſammengezogenen Vorhänge des mit reizender Eleganz ausgeſtatteten Raums. Dieſe ſpielenden Reflexe, welche bei jeder Bewegung der jungen Frau über ihr Geſicht liefen, gaben ihrer Schönheit einen eigenthümlichen Reiz, und es ſchien, daß ſie ſich deſſen wohl bewußt war, denn ſie warf von Zeit zu Zeit einen Blick in einen runden Spiegel, der an der entgegengeſetzten

Wand so aufgehängt war, daß er fast ihre ganze Gestalt erblicken ließ, und hatte Sorge, daß ihr leicht an ein großes dunkelrothes Kissen gelehntes Haupt sich nicht aus dem Bereich der leicht herüberspielenden Sonnenstrahlen entfernte.

Ihre Züge trugen aber heut nicht jenen hingebenden, bezaubernd schwärmerischen Ausdruck, mit welchem sie an jenem Abend den Lieutenant von Stielow empfangen hatte, vielmehr ruhte auf ihrem Gesicht eine eisige Kälte und ein Zug schneidenden Hohns umspielte die schönen Lippen, welche halb geöffnet die fest aufeinander gepreßten Zähne sehen ließen.

Vor ihr stand ein Mann von etwa dreißig Jahren, elegant, aber mit jener äußersten Genauigkeit der Mode gekleidet, welche man selten bei einem vornehmen Manne findet. Seine Züge waren nicht unschön, aber ziemlich gemein und trugen den Stempel der Debauche zweiten oder dritten Ranges.

Er hatte die Hände in den Taschen und wiegte sich auf den Absätzen hin und her.

Dieser Mann, dessen ganze Erscheinung so wenig zu der so äußerst vornehmen und wahrhaft eleganten Einrichtung des Boudoirs und noch weniger zu der graziösen und ätherischen Erscheinung der jungen Frau paßte, war der Gemahl derselben, der Kaufmann und Wechselagent Balzer.

Das eheliche tête à tête schien nicht der angenehmsten Natur zu sein, denn auch das Gesicht des Mannes zeigte lebhafte Aufregung und eine höhnische Ironie.

„Du kennst mich," sagte er mit jener rauhen Stimme, welche durch den Genuß starker Spirituosen und durch fortgesetztes Nachtschwärmen erzeugt wird, und mit jener eckigen Härte der Betonung, welche man stets bei Personen ohne geistige Bildung und gute Erziehung findet, „Du kennst mich und weißt, daß ich meinen Willen durchzusetzen verstehe. — Ich muß die zwölfhundert Gulden haben und zwar bis morgen!" rief er laut, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte.

Die junge Frau spielte leicht mit einer Schleife ihres Morgenrockes, deren rosige Farbe nicht zarter und duftiger war, als diejenige der feinen Fingerspitzen, die sie in Bewegung setzten, und antwortete, ohne ihre Stellung zu ändern und ohne die Augen zu ihrem Manne zu erheben, mit leiser, aber scharfer und fast zischender Stimme:

„So spiele glücklich — oder betrüge irgend einen Deiner Klienten, deren Geschäfte Du an der Börse machst."

„Deine Beleidigungen lassen mich kalt," — erwiederte er mit fingirter Kaltblütigkeit — „ich glaube, wir können uns die Mühe sparen, uns gegenseitig unsere

Gesinnungen zu erkennen zu geben. Ich bin praktisch und vor Allem Geschäftsmann," — fuhr er mit giftigem Lächeln fort — „Du kennst unsern Vertrag und weißt, unter welchen Bedingungen ich als Dein rechtmäßiger Herr und Gemahl über gewisse Dinge ein Auge zudrücke, die ich sehr ernst zu nehmen ein Recht hätte — wenn es mir eines Tages so gefiele."

Sie bewegte keine Muskel, nur eine leicht aufsfliegende Röthe auf ihrer schönen marmorweißen Stirn zeigte eine Spur von innerer Bewegung.

Ohne den Ton ihrer Stimme im Geringsten zu modifiziren, sprach sie kalt:

„Du weißt ebenfalls, daß es mir sehr leicht ist, mich von dieser Kette, auf die Du trotzest, zu befreien, und kennst mich genügend, um überzeugt zu sein, daß der Uebertritt zum Protestantismus mir keinen Augenblick Bedenken erregen würde, um eine definitive Scheidung zu erlangen."

„Ich glaube nicht, daß religiöse Bedenken Dir jemals zu schaffen machen können," hohnlachte er.

„Wenn ich also," fuhr sie ruhig und ohne aufzublicken fort, „diese lästige, aber durchaus nicht unzerreißbare Kette überhaupt dulde, so geschieht das nur, weil ich den Skandal verabscheue, und weil ich nicht will, daß ein Wesen," — sie sprach das mit einer unendlichen

Verachtung — „dessen Namen ich nun einmal nicht los werden kann, bis in die tiefsten Abgründe der Gemeinheit und des Verbrechens falle. Deßhalb dulde ich Dich und erhalte Dich — aus keinem andern Grunde. Hüte Dich also, die Kette lästiger zu machen, als sie es ohnehin schon ist. — Was übrigens Deine sogenannten Bedingungen betrifft, so werden sie pünktlich gehalten. Oder hast Du etwa nicht regelmäßig empfangen, was ich Dir ausgesetzt?"

„Es handelt sich darum nicht," erwiederte Herr Balzer roh, „es handelt sich darum, daß ich, um unabweisbare Verpflichtungen zu decken, unaufschieblich zwölfhundert Gulden brauche und daß Du sie mir schaffen mußt, — was Dir eine Kleinigkeit ist. Dein kleiner Ulanenlieutenant ist ja eine unerschöpfliche Goldgrube," fügte er mit gemeinem Lachen hinzu.

„Ich bedaure," erwiederte sie kalt, „daß Du genöthigt sein wirst, eine andere Goldgrube zu suchen."

„Du scheust den Skandal, wie Du mir eben sagst. Eh bien, ich werde Dir einen ganz hübschen Skandal arrangiren, sobald er kommt."

„Dieser Skandal," sagte sie leicht lächelnd, „würde darin bestehen, daß Du die Treppe hinuntergeworfen würdest und nie wieder einen Kreuzer von mir empfingst."

Er schwieg einen Augenblick. Ihre so einfache Logik machte entschieden einen Eindruck auf ihn.

Nach einigen Sekunden aber trat er einen Schritt näher zu ihr hin, ein häßliches Lachen spielte um seinen Mund und ein Ausdruck höhnischer Freude glänzte aus seinen Augen.

„Du hast Recht," sagte er, „ein solcher Skandal wäre zwecklos. Aber da Dein lieber Freund, der Herr von Stielow, so wenig ergiebig ist, so muß ich Sorge tragen, daß Du von dieser sterilen Verbindung losgemacht wirst und Dich wieder in Kreise begibst, die mehr goldene Früchte tragen. Ich werde dafür sorgen, daß Herr von Stielow von den süßen Ketten befreit wird, in denen Du ihn gefangen hältst. Es thut mir leid, Dir dadurch Kummer zu machen, denn es scheint, daß dieser kleine Ulan meiner schönen Gemahlin sonst so kaltes Herz etwas in Flammen gesetzt hat. — Aber — was kann's helfen — erst das Geschäft und dann das Vergnügen!"

Ein leichtes Zittern bewegte die feinen Fingerspitzen, welche die duftige Schleife stärker drückten, als deren zarte Natur vertrug, und zum ersten Mal in der ganzen Unterredung schlug sie die dunkeln Augen empor.

Ein scharfer, durchdringender Blick flog wie ein Blitz zu ihrem Manne hinüber.

Dieſer fing den Blick auf und lächelte triumphirend.

Sie ſenkte die Lider wieder und ſprach mit leicht vibrirender Stimme:

„Es ſteht Dir frei, zu thun was Du willſt.“

„Gewiß,“ erwiederte er, — „und ich werde ganz zart und ohne Skandal verfahren. Es wird dem Herrn von Stielow gewiß ſehr intereſſant ſein, die Stylübungen, welche die Dame ſeines Herzens ohne Zweifel an ihn richtet, mit denjenigen zu vergleichen, welche ſie zu gleicher Zeit früheren und abweſenden Freunden zuſendet.“

„Was willſt Du damit ſagen?“ fragte ſie lebhaft. — Ihr Haupt richtete ſich von dem purpurnen Kiſſen empor und der volle Blick ihres Auges traf ihn mit durchdringender Schärfe.

„Ich will damit ſagen,“ erwiederte er brutal, „daß ich dem Herrn von Stielow einen Brief des Grafen Rivero an Dich und Deine Antwort darauf zuſenden werde. Wenn die Ehemänner zuweilen gleichgültig gegen gewiſſe Stirnverzierungen ſind, ſo pflegen die Liebhaber ſehr empfindlich in dieſem Punkt zu ſein.“

Und er begann wieder, ſich auf den Abſätzen hin und her zu wiegen.

Sie preßte die roſigen Nägel in die zarten Hände und blickte einen Augenblick nachdenkend vor ſich hin.

„Wo hast Du die Briefe, von denen Du sprachst?“ fragte sie dann kalt.

„Wohl verwahrt,“ erwiederte er lakonisch.

„Ich glaube Dir nicht, wie kämst Du zu einem Brief von mir an den Grafen?“

„Du warst im Begriff, ihm zu antworten. Sein Brief und der Deinige lagen auf Deinem Tisch — als Du wahrscheinlich eiligst den lieben Stielow empfangen mußtest, und einen Shawl darüber warfst. Dort wurden sie vergessen, und als ich meiner theuren Gattin einen Besuch machen wollte, fand ich sie und nahm sie an mich — damit sie nicht in falsche Hände kämen,“ fügte er hohnlachend hinzu.

„Also Diebstahl,“ sprach sie mit unendlicher Verachtung.

„Deine Sache ist das sechste Gebot — nicht das siebente,“ erwiederte er mit rohem Ton.

„Ich muß meine Unvorsichtigkeit bezahlen,“ flüsterte sie halblaut. Dann erhob sie den Blick mit eisiger Kälte zu ihm und sagte:

„Du sollst die zwölfhundert Gulden morgen haben — gegen die Auslieferung der gestohlenen Briefe.“

„Ich werde pünktlich um diese Stunde morgen hier sein,“ erwiederte er mit vergnügtem Tone. „Hat meine reizende Frau sonst noch Befehle für mich?“

Sie deutete, ohne sich zu bewegen, mit dem leicht erhobenen Finger nach der Thür.

Ein heller Glockenschlag ertönte draußen.

„Herr von Stielow!“ rief das eintretende Kammermädchen. Zugleich hörte man das Klirren eines Säbels im Vorzimmer.

„Gutes Geschäft und viel Vergnügen!“ rief Herr Balzer und entfernte sich durch eine Seitenthür.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so veränderten sich wie durch einen Zauberschlag die Züge der jungen Frau. Alle jene harten, scharfen Linien, welche in dem Gespräch mit ihrem Manne ihrem Gesicht fast den Ausdruck einer Wachsmaske gegeben hatten, verschwanden, die zusammengepreßten Zähne öffneten sich und das Auge nahm jenen feuchten, magnetischen Glanz an, der dem Blick einen so lieblichen Zauber gibt.

Sie erhob sich halb und breitete ihre Arme dem Eintretenden entgegen.

Herr von Stielow, frisch, keck und elegant wie immer, eilte auf sie zu und blieb einen Moment wie geblendet von ihrer Schönheit vor ihr stehen; dann beugte er sich zu ihr herab und drückte seine Lippen auf ihren Mund.

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und hauchte mehr als sie sprach: „Mein süßer Freund!“

Nach einer langen Umarmung zog er ein kleines, niedliches Tabouret neben das Ruhebett, auf welchem sie lag, und setzte sich so, daß ihre Häupter fast in gleicher Höhe waren. Sie änderte mit leichter, graziöser Bewegung ihre Stellung und lehnte den Kopf an seine Schulter, während sie mit beiden Händen seine Rechte ergriff und an ihr Herz drückte. Indem sie so mit einer leisen, schlangenartig weichen Bewegung sich immer inniger an ihn schmiegte und sich um ihn ranken zu wollen schien, schloß sie die Augen und flüsterte:

„O, nun bin ich glücklich!"

Es war ein schönes, liebliches Bild, diese beiden so eng an einander geschmiegten, schönen und anmuthigen jungen Gestalten; bei aller zitternden Glut, die man in ihnen wallen sah, bot das ganze Bild keinen unedlen, niedrigen Zug, — es war ein Bild glücklicher, reiner Liebe.

Kein Zug in dem Antlitz der jungen Frau hatte auch nur entfernt die Szene ahnen lassen, welche sich so unmittelbar vorher in demselben Raum abgespielt hatte, und Niemand hätte beim Anblick dieses schönen jungen Mannes, der mit seinen Lippen das duftige Haar des an seine Schulter gelehnten Hauptes berührte, vermuthet, daß in seinem Herzen durch den duftigen Nebelhauch des Rausches, der ihn umgab, ein reiner Stern leuchtete, der immer wieder hervortauchte.

Es war ein Bild der Gegenwart, des glücklichen, flüchtigen Augenblicks, den man genießt, ohne zu fragen, was ihm vorherging, was ihm folgen werde.

Ein tiefer Seufzer hob die Bruſt der jungen Frau und zitterte durch ihre ganze an den Geliebten geſchmiegte Geſtalt.

„Warum ſeufzt meine ſüße Toni?“ fragte Herr von Stielow, „welches Glück fehlt Dir, die geſchaffen iſt, das Glück zu ſpenden?“

„O mein Geliebter,“ ſagte ſie, und ein zweiter Seufzer zitterte aus ihren Lippen, — „ich bin nicht immer ſo glücklich wie jetzt, wo ich an Deiner Bruſt ruhe — und eben noch —“ — ſie ſtockte.

„Was war eben noch?“ fragte er, „was hat dieſe ſchönen Lippen nun ſchon zweimal ſeufzen laſſen, die doch nur zum Lächeln — und — zum Küſſen beſtimmt ſind?“

Und er hob leicht den Kopf der jungen Frau empor und drückte den Mund auf ihre Lippen.

„Mein Mann war hier,“ ſagte ſie, zum dritten Mal ſeufzend.

„Ah,“ machte er, — „und was wollte dieſer Unglückliche, der eine ſolche Blume ſein nennt und es nicht verſteht, an ihrem Duft ſich zu erfreuen?“

„— Und für den ſie niemals duften würde,“ fiel

sie lebhaft und mit einer Vibration der Stimme ein, welche an die frühere Szene erinnerte, „— er quälte mich," fuhr sie fort, „mit Vorwürfen, mit Eifersucht —"

Sie stockte — dann erhob sie den schönen Kopf von seiner Schulter, rückte ein wenig zurück und lehnte sich wieder in ihr rothes Kissen, ohne seine Hände loszulassen.

„Siehst Du," sagte sie, „früher, wenn er mir Vorwürfe machte und eine Othelloszene spielte, weil ich diesen oder jenen Herrn öfter bei mir sah, Diesem oder Jenem freundlicher zulächelte, so ließ mich das völlig gleichgültig, — ich sah hoch auf ihn herab und antwortete ihm, ohne daß mein Herz schneller schlug oder mein Blick sich senkte — jetzt aber," fuhr sie fort, indem ihr Auge mit feuchtem Glanz auf ihm ruhte und die rosigen Schleifen auf ihrem Busen sich in schnellerer Bewegung hoben und senkten, — „jetzt zittere ich — und mein Blick möchte sich verhüllen mit dichten Schleiern, — mein Herz schlägt und treibt mein Blut durch die Adern — denn —"

Sie warf sich wieder zu ihm hin — lehnte ihr Haupt wie zusammenbrechend an seine Brust und flüsterte:

„Denn jetzt bin ich schuldig!"

Er beugte sich zu ihr und drückte sie an sich.

„Und bereust Du das?"

„Nein," sagte sie mit Innigkeit. — „Aber es demüthigt mich, wenn ich daran erinnert werde, daß er doch mein Gemahl ist, daß ich von ihm abhängig bin, — abhängig," fuhr sie leiser und stockend fort — „in allen materiellen Dingen — und wenn er mich diese Abhängigkeit fühlen läßt — schwer fühlen läßt —"

„Und warum," unterbrach er sie, „sollst Du von ihm abhängig sein? Warum Dich nur einen Augenblick an solche Abhängigkeit erinnern — wenn Dein Freund, Dein Diener da ist, den Du glücklich machst, wenn Du ihm sagst, was Du bedarfst, was Du wünschest?"

„O, ich bedarf so wenig," sagte sie, — „aber er verweigert mir Alles!"

„Arme Toni!" rief er, „ist es möglich, daß diese Lippen jemals einen Wunsch vergebens aussprechen!"

Er zog ihre Hände an seine Lippen.

„Was war es, — was hat er Dir verweigert?"

„O," rief sie schmerzlich, „daß ich damit die süßen Stunden unserer Liebe beflecken sollte — laß das — es ist schon vergessen!" und sie seufzte abermals.

„Es wird nicht eher vergessen sein, als bis Du es mir gesagt hast, — ich bitte Dich, wenn Du mich liebst — so sage mir, was Dich drückt, damit rasch dieser Mißton verschwinde."

„Er zankte mit mir," antwortete sie, ohne die Augen zu erheben, „wegen der Rechnung für meine Schneiderin und verweigerte mir rücksichtslos jeden Beistand — und," fuhr sie lebhaft fort, — „solche Sorgen quälen mich so sehr, diese Dinge passen nicht in meinen Kopf und in mein Herz — wo nur ein Gedanke und ein Gefühl wohnen." —

„Nun nur noch ein Wort," rief er heiter, „den Betrag jener elenden Rechnung, welche sich unterfteht, in diesem schönen Kopf und in diesem süßen Herzen den Platz mit mir theilen zu wollen?"

„Zweitausend Gulden," flüsterte sie.

„Welche Oekonomie!" rief er, — „doch was bedarf eine so herrliche Schöpfung der Natur der Kunst einer Schneiderin! Ich bitte demüthigst um die Erlaubniß, diese Wolken von den strahlenden Augen meiner Liebe verscheuchen zu dürfen."

Und er küßte ihre beiden Augen.

Sie drückte in rascher Bewegung die Lippen auf seine Hand.

„Daß ich empfangen und immer empfangen muß!" rief sie. — „O daß ich eine Königin wäre und Du ein armer Junker, daß ich die Strahlen des Glanzes und des Glückes über Dich leuchten lassen könnte, Dich hervorheben unter Tausenden und zu

mir heraufziehen an die goldenen Stufen meines Thrones!"

Sie hatte sich aufgerichtet und saß in wahrhaft königlicher Haltung da. Ihr Auge strahlte in dunklem Feuer und als sie leicht die Hand gegen ihn erhob, da hätte man glauben sollen, daß auf den Wink dieser schönen Hand Armeen marschiren und Tausende von Höflingen sich in den Staub bücken müßten.

Dann verschleierte sich ihr Auge leicht und mit sanftem, schmelzendem Ton sagte sie:

„So aber habe ich Nichts zu geben, als meine Liebe!"

„Und mehr verlange ich nicht von meiner Königin!" rief er, indem er von dem Tabouret herab auf die Kniee sank und sie mit glühenden Blicken ansah.

Sie nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn.

Ein heller Glockenton durchzitterte das Gemach.

Ein Geräusch entstand im Vorzimmer.

Die Kammerjungfer trat eiligst ein und rief mehr im Tone des Schreckens, als in dem der Anmeldung:

„Der Graf von Rivero!"

Die junge Frau fuhr empor.

Mit einer fast rauhen, heftigen Bewegung stieß sie Herrn von Stielow auf das Tabouret zurück und warf sich in die andere Ecke ihres Sophas.

Tiefe Bläſſe überzog ihr Geſicht.

Herr von Stielow ſah ſie erſtaunt an.

„Weiſe doch dieſen ſtörenden Beſuch ab!“ flüſterte er.

„Es iſt ein alter Bekannter, den ich lange nicht geſehen,“ — ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „es iſt —“

Ehe ſie vollenden konnte, öffnete ſich die Portière des Vorzimmers, und mit vornehmer, eleganter Sicherheit trat ein großer, ſchlanker Mann von etwa fünfunddreißig Jahren ein; er war in dunkle Farben gekleidet, ſein Geſicht mit edlen, ſcharfgeſchnittenen Zügen trug den mattblaſſen Teint der Südländer, die großen, dunklen Augen wurden nur durch das tiefe Schwarz der kurzgeſchnittenen Haare und des kleinen Schnurrbartes überboten.

Der als Graf Rivers Angemeldete näherte ſich mit der ruhigen Bewegung des vollkommenen Weltmannes der jungen Frau, während indeß ſein dunkles Auge mit tiefer Glut ihr entgegenſtrahlte.

Sie reichte ihm die Hand, auf welche er ſeine Lippen drückte und länger ruhen ließ, als es die einfache Höflichkeit verlangte.

Herrn von Stielow entging dieß nicht, und in das Erſtaunen, welches ſeine Mienen bei dem erſten Anblick des ſo plötzlich und mit ſolcher Sicherheit hier Ein-

tretenden ausgedrückt hatten, begann sich ein entschiedenes Mißvergnügen zu mischen.

„Ich bin durch eine plötzliche Wendung in meinen Geschäften veranlaßt, ganz unvermuthet und so viel schneller, als ich erwartete, zurückzukehren, und freue mich, meine wiener Freunde wieder begrüßen zu können. Mein erster Gruß gehört natürlich der schönen und liebenswürdigen Frau, welche die schönste Blume in dem Kranze meiner Erinnerungen an Wien bildet."

Er drückte abermals seine Lippen auf die zarte Hand, welche er bis dahin in der seinen gehalten, und setzte sich dann auf einen Fauteuil, indem er mit leichter Verneigung gegen den Herrn von Stielow einen fragenden Blick auf die Dame richtete.

Diese hatte sich von der Unruhe und peinlichen Bestürzung, welche ihre Züge beim Eintritt des Grafen gezeigt hatten, vollständig wieder erholt. Ihr Auge war ruhig, ihre Lippen lächelten und ein sanfter Rosenhauch lag auf ihren Wangen.

Mit leichtem, anmuthigem Ton sagte sie:

„Die Herren kennen sich nicht — Herr von Stielow — das Nähere sagt seine Uniform, im Uebrigen ein thätiges Mitglied unserer jeunesse dorée — war im Begriff, mir das Neueste aus der Tageschronik unserer eleganten Welt zu erzählen, — Graf Rivero — Reisender,

Gelehrter, Diplomat — je nach Laune, kommt von Rom und wird mir viel von dem Karneval erzählen — oder vielleicht von den Katakomben, je nachdem ihn sein Herz zu dem einen oder den andern gezogen hat."

Die Herren verneigten sich gegen einander — Graf Rivero mit der kalten, aber verbindlichen Artigkeit des Weltmannes, Herr von Stielow mit ziemlich schlecht verhehltem Widerwillen.

„Mein Herz," sagte der Graf dann, sich lächelnd gegen die junge Frau wendend, „hat weder die übermüthige Jugendlust des Karnevals, noch ist es bereits reif für die Katakomben, aber meine schöne Freundin liebt es, mir die Laune für die Extreme zuzuschreiben."

„Sie waren lange nicht in Wien, Herr Graf?" fragte Herr von Stielow mit kaltem Tone.

„Seit einem Jahre haben mich Geschäfte in Rom zurückgehalten," erwiederte der Graf, „und ich dachte noch längere Zeit dort zu bleiben, aber nothwendige Geschäfte haben mich zurückgerufen. — Und ich bin dieser Nothwendigkeit dankbar," fügte er zu der Dame gewendet hinzu, „denn sie führt mich zurück zu meinen Freunden in dem schönen, fröhlichen Wien."

Die junge Frau warf einen schnellen Blick auf Herrn von Stielow, der seinen Schnurrbart mit den Lippen zerbiß, und ihre Lippen zitterten leicht.

Lächelnd sprach sie dann:

„Und wovon werden Sie mir erzählen, Herr Graf, da weder der Karneval noch die Katakomben Sie interessirt haben?"

„Von den schönen Antiken," erwiederte er, „jenen tausendjährigen Marmorbildern, welche hier durch die lebendige Jugend überboten werden."

„In Wien werden Sie keinen Geschmack für Antiken finden," sagte Herr von Stielow in einem Tone, der den Grafen verwundert aufblicken ließ, — „man liebt hier die Vergangenheit nicht und hält sich an die Gegenwart."

„Man hat Unrecht," sagte der Graf kalt, indem er den Kopf erhob und ein stolzes Lächeln seinen Mund umspielte, „die Vergangenheit ist die Tiefe — die Gegenwart die Oberfläche."

Herrn von Stielow's Stirn zog sich in Falten.

Die junge Frau warf ihm einen bittenden Blick zu, den er nicht bemerkte.

„Die Vergangenheit ist oft langweilig," sagte der Offizier in kurzem Ton.

Jetzt schien auch der Graf durch diesen Ton unangenehm berührt.

Er erwiederte kurz und kalt:

„Und die Gegenwart oft sehr fade."

Herrn von Sticlow's Augen blitzten.

Der Graf stand auf.

„Meine schöne Freundin," sprach er, „ich bin erfreut, Sie so blühend und unverändert wiedergefunden zu haben. Ich werde Sie wiedersehen und hoffe eine Zeit zu finden, wo wir ungestört plaudern und ich Ihnen von Rom und der Vergangenheit erzählen kann, ohne fürchten zu müssen, Jemand zu langweilen."

Er küßte ihre Hand, verneigte sich leicht und fast unmerklich gegen Herrn von Stielow und verließ das Zimmer.

Herr von Stielow sprang auf, nahm seine Mütze und wollte ihm nacheilen.

Die junge Frau ergriff seine Hand und rief:

„Karl, ich bitte Dich, höre mich an!"

Er riß sich mit ungestümer Bewegung los und folgte dem Grafen.

Die junge Frau blickte ihm mit weit offenen Augen und ausgestreckten Händen nach.

Sie schien ihm folgen zu wollen — aber sie blieb stehen, ihre Hände sanken langsam nieder und ihr Kopf fiel auf die Brust herab.

So stand sie einen Augenblick da und man hörte nur die lauten Athemzüge ihres wogenden Busens.

„So ist diese Entscheidung doch gekommen, die ich zu vermeiden hoffte," sprach sie dann langsam zu sich

selbst. „Ich kann nichts thun, nicht eingreifen, ohne das Uebel schlimmer zu machen. — Sie werden sich schlagen — was wird das Ende sein? — Werde ich sie Beide verlieren? — Dieser Graf ist mir nützlich — nothwendig für die Zukunft, die ich träume, — er liebt mich nicht, — o nein, — aber er bedarf mich für seine Pläne, das fühle ich und durch ihn kann ich erreichen, wonach ich dürste: Macht, Einfluß, Herrschaft. — Und dieser kleine Offizier, — was kann er mir sein, mir bieten, — er ist reich!" flüsterte sie — „doch was will das sagen, — und doch, und doch," rief sie lauter, „möchte ich ihn festhalten, seine schöne Gestalt, sein reizendes Haupt umklammern, um ihn zurückzuziehen vor der Gefahr. — — Antonie, Antonie," sprach sie plötzlich kalt und rauh, das Haupt erhebend — „ich glaube, Du hast Dein Herz nicht getödtet, Du bist auf dem Wege, eine Sklavin zu werden!"

Und sie schüttelte den Kopf, wie um eine Wolke zu entfernen. Ein trotziger Zug legte sich um ihren Mund, ihre Gestalt hob sich höher empor und ihr Auge öffnete sich in flammender Energie.

„Nein," rief sie — „nein, ich will nicht Sklavin sein — auch nicht meines Herzens. — Ich will herrschen — herrschen — herrschen," wiederholte sie immer leiser, aber immer fester und energischer.

Dann aber löste sich allmälig die feste Spannung in ihren Gliedern, sie sank auf das Ruhebett, kreuzte die schönen Hände über der Brust, ließ das Haupt langsam auf das Kissen sinken und während ihre Augen sich mit feuchtem Schmelz verschleierten, flüsterten ihre zitternden Lippen:

„O, er war so schön!"

Und wie in träumende Bewußtlosigkeit versunken blieb sie liegen.

Herr von Stielow hatte inzwischen den Grafen eingeholt, der die Treppe hinabstieg.

„Ich habe auf Ihre letzte Bemerkung nicht geantwortet, Herr Graf," sagte er, „weil in Gegenwart einer Dame eine Antwort nicht passend gewesen wäre. Sie schienen mir eine Lektion geben zu wollen und ich glaube, mein Name sowohl als die Uniform, die ich trage, sollten Ihnen sagen, daß ich solche Lektionen von Niemand annehme, am wenigsten von Unbekannten."

Der Graf blieb ruhig stehen.

„Es scheint, mein Herr," sagte er, „daß Sie Streit mit mir suchen."

„Und wenn ich es thäte?" rief der junge Offizier aufbrausend.

„So würden Sie sehr Unrecht haben," erwiederte der Graf.

„Ich habe niemals Unrecht, wenn ich eine Insolenz zurückweise!“ erwiederte Herr von Stielow, der durch die Ruhe des Grafen immer aufgeregter wurde.

„Wohlan, mein Herr,“ sagte dieser, „ich glaube, jetzt ist es an uns, das Gespräch abzubrechen und die Fortsetzung desselben unsern Sekundanten zu überlassen.“

„Ich liebe in solchen Dingen Eile und Pünktlichkeit,“ rief Herr von Stielow.

Er reichte dem Grafen seine Karte.

„Ich werde in meiner Wohnung Ihren Sekundanten erwarten.“

„Nichts hindert mich,“ erwiederte der Graf, „diese Angelegenheit auf der Stelle zu ordnen.“

Und mit kalter Verbeugung trennten sich Beide.

Siebentes Kapitel.

Eine Stunde ſpäter hatten die Sekundanten das Nöthige verabredet.

Die erſte Morgenfrühe des nächſten Tages ſah zwei Wagen nach einer einſamen Stelle am entlegenſten Ende des Praters fahren.

Graf Rivero und Herr von Stielow mit den Zeugen und einem Arzt betraten den thaufriſchen Boden einer kleinen Lichtung.

Die Vorbereitungen waren ſchnell getroffen.

Zwei gekreuzte Degen bezeichneten die Stelle der Barrière. Die Piſtolen wurden geladen und die beiden Gegner ſtellten ſich je zehn Schritt hinter der Barrière auf. Der Lieutenant von Stielow war ſehr bleich. Seine Züge trugen den Stempel einer durchwachten Nacht. Dunkle Ringe umzogen ſeine Augen. Dennoch aber lag auf ſeinem Geſicht eine heitere Ruhe, faſt ein Ausdruck der Befriedigung.

Sein Sekundant, ein Offizier seines Regiments, trat zu ihm heran und reichte ihm die Pistole.

„Noch ist es Zeit," sagte er, „ein kleines Wort der Entschuldigung und alles Unheil wird vermieden."

„Du weißt, daß ich stets für meine Worte und Handlungen einstehe," antwortete Herr von Stielow, „jetzt sich zurückziehen wäre unwürdig und feig. Uebrigens sei ruhig, meinerseits geschieht kein Unheil."

Er nahm die Pistole. Der Sekundant trat zurück.

Die Gegner grüßten sich mit der Waffe.

Der Graf war frisch, ruhig und ohne jede Spur von Aufregung.

Er hatte den ersten Schuß und das Recht, bis zur Barrière vorzutreten.

Er that keinen Schritt, hob das Pistol, senkte es leicht, der Schuß fiel.

Das Käppi des Lieutenants von Stielow flog von dessen Kopf — die Kugel hatte es am oberen Rande erfaßt. —

Der Lieutenant erhob seine Waffe, visirte eine Sekunde — aber wie die Sekundanten bemerken konnten, zu hoch — der Schuß fiel und die Kugel flog zwei Fuß über dem Kopf seines Gegners in die Luft.

„Herr Graf," sagte der Lieutenant mit ruhiger Höflichkeit — „es ist geschehen, was die Ehre und der

Brauch unſeres Standes erforderte. Ich bitte wegen meiner Worte von geſtern um Entſchuldigung."

Der Graf trat raſch, aber in ruhiger, würdevoller Bewegung vor, und ein Strahl freundlichen Wohlwollens blitzte aus ſeinen Augen — ähnlich einem Lehrer, der mit dem Betragen eines jungen Schülers zufrieden iſt.

Er reichte Herrn von Stielow die Hand.

„Kein Wort mehr darüber," ſagte er herzlich.

„Doch, Herr Graf," erwiederte der Offizier — „ich bitte Sie noch um ein Wort, und zwar unter vier Augen."

Der Graf verneigte ſich und Beide traten in das nächſte Gebüſch aus der Hörweite der Uebrigen.

„Herr Graf," ſagte der Lieutenant mit leichtem Beben der Lippe, „was ich Ihnen ſagen, um was ich Sie bitten werde, mag Ihnen ſonderbar erſcheinen, — indeß ich hoffe, Sie werden meine Frage ſo auffaſſen, wie ich ſie ſtelle — vor dem Kugelwechſel wäre ſie eine neue Beleidigung geweſen, jetzt kann ich ſie ſtellen als Ehrenmann dem Ehrenmann gegenüber."

Der Graf blickte ihn geſpannt an.

„Wie ſtehen Sie mit — jener Dame?" fragte Herr von Stielow, — „Sie haben das Recht, mir nicht zu antworten — wollen Sie es aber thun, ſo leiſten Sie mir einen Dienſt, — den ich nie vergeſſen werde," fügte er mit Wärme hinzu.

Der Graf dachte einen Augenblick nach und senkte seinen ruhigen Blick tief in die Augen des jungen Offiziers, der erwartungsvoll vor ihm stand.

„Ich will Ihnen antworten," sagte er nach einer Pause, zog ein elegantes Portefeuille aus der Tasche seines Ueberrocks, nahm aus demselben einen Brief und reichte ihn Herrn von Stielow.

Dieser durchflog ihn. Ein halb wehmüthiges, halb verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen. Des Grafen dunkles Auge ruhte mit tiefer Theilnahme auf ihm.

„Noch eine Bitte," sagte Herr von Stielow, „die nur durch die ganz außergewöhnliche Lage, in der wir uns befinden, gerechtfertigt werden kann."

Der Graf verneigte sich.

„Wollen Sie mir den Brief überlassen? Mein Ehrenwort, daß er nicht länger als eine Stunde in meinen Händen bleiben und daß kein anderes Auge, als das jener Frau, ihn erblicken wird," sprach Herr von Stielow.

„Auch dieß sei gewährt — ein Beweis meines unbedingten Vertrauens."

„So nehme ich es auf und ich danke Ihnen von Herzen dafür!"

„Und nun, mein Herr," sagte der Graf mit tiefem, metallischem Ton, „erlauben Sie mir die Bitte um Ihre

Freundschaft. Ich bin älter als Sie, und Vieles im Leben liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir, was Ihnen noch fremd ist — und," fügte er wärmer hinzu, „das Buch des Lebens liest sich nicht ohne Schmerz und Kampf. Die Hand eines Freundes, eines erfahrenen, älteren Freundes, ist oft ein großer Schatz — brauchen Sie je eine solche, — die meinige steht Ihnen stets offen."

Und mit einer edlen, freien Bewegung reichte er dem jungen Offizier seine feine weiße Hand.

Dieser ergriff sie nicht ohne Bewegung.

„Ich war ein thörichtes Kind Ihnen gegenüber," rief er mit offener Herzlichkeit — „und habe Ihnen viel zu danken, vielleicht eine glückliche Wendung in meinem Leben."

Beide kehrten zu ihren Sekundanten zurück und fuhren zur Stadt.

Herr von Stielow begab sich nach seiner Wohnung, setzte sich an seinen Schreibtisch und legte in eine große Enveloppe drei Bankbillets von tausend Gulden, dazu den Brief, welchen Graf Rivero ihm anvertraut.

Er siegelte und adressirte dieß Paket und klingelte.

„Dieß sogleich an Frau Balzer in der Ringstraße. Persönlich abzugeben," sagte er dem eintretenden Diener.

Dann streckte er mit lautem Athemzuge beide Arme empor und warf sich in einen Fauteuil.

„Das Irrlicht ist versunken," rief er — „jetzt sei mir hold, du schöner Stern, dessen klares Licht mir so friedlich und sanft lächelt!"

Und er schloß die Augen.

Die Natur forderte ihr Recht nach der durchwachten Nacht und der Aufregung des Morgens. — —

In einem großen, eleganten Salon eines schönen alten Hauses in der Herrengasse in Wien fand sich am späten Nachmittage desselben Tages ein Theil der Gesellschaft zusammen, welche wir vor einiger Zeit im Salon der Gräfin Mensdorff gesehen haben.

In dem großen Marmorkamin flackerte ein leichtes Feuer, dessen Reflexe über die glänzenden Quadrate des Parkes hinzitterten. Ein einfacher Lustre mit drei Careellampen erhellte den Salon angenehm und ließ die großen Goldrahmen der Familienbilder an den Wänden in einzelnen Lichtpunkten erglänzen; dem Kamin gegenüber befand sich ein großer Tisch, auf welchem ebenfalls eine Lampe von schöner Bronze mit großem blauem Glasschirm stand und die hochlehnigen Fauteuils mit dunkelblauem Seidenbezug beleuchtete, welche von dem gleichen Kanapee ausgehend den Tisch umstanden.

Auf diesem Kanapee saß die Herrin des Hauses, die Gräfin Frankenstein, eine ältere Dame von jenem Typus der alten österreichischen Aristokratie, welche so

sehr an die alte französische noblesse des ancien régime erinnert und doch dabei die österreichische Gemüthlichkeit und den österreichischen Volkston nicht verleugnen kann — eine Mischung, welche die Kreise der hohen Gesellschaft von Wien so überaus anziehend macht.

Das ergrauende Haar der Dame war sorgfältig frisirt, eine hohe Robe von dunklem, schwerem Seidenstoff umgab ihre Gestalt in reichen Falten, und schön gefaßte alte Diamanten glänzten in ihrer Broche, ihren Ohrgehängen und ihrem Bracelet.

Neben ihr saß die Gräfin Clam-Gallas.

Auf dem Fauteuil zur Seite ihrer Mutter saß die junge Gräfin in reicher Toilette, welche vermuthen ließ, daß sie am späteren Abend noch in Gesellschaft zu gehen habe. —

Neben ihr stand, auf die Lehne eines Sessels gestützt, der Graf Clam.

Man sprach von den großen Fragen des Tages und die ganze Gesellschaft war in erhöhter Stimmung wegen der immer deutlicher hervortretenden Gewißheit, daß der Krieg in nächster Zeit ausbrechen werde.

„Ich bin heute Morgen bei Mensdorff gewesen" sagte Graf Clam-Gallas — „er hat mir gesagt, daß der Ausbruch nur noch nach Tagen zählen könne. — Nachdem wir, wie ganz recht, den Bund aufgefordert,

hatten, über das Schicksal der Herzogthümer zu beschließen, ist der General von Manteuffel in Holstein eingerückt."

„Aber das ist ja der Krieg," rief die Gräfin Frankenstein, „und was ist geschehen, was hat Gablenz gethan?"

„Gablenz ist schon hier," erwiederte der Graf — „und seine Truppen kehren zurück, — dort sind wir in zu geringer Zahl und in zu vorgeschobener Stellung, um etwas thun zu können. — Wir erwarten Alle täglich die Ordre, zur Armee nach Böhmen zu gehen. Graf Karolyi wird von Berlin abberufen und in Frankfurt der Antrag auf Mobilmachung der ganzen Bundesarmee gegen Preußen gestellt."

Die Gräfin Clam rief lebhaft:

„Endlich also wird dieß übermüthige Preußen die verdiente Züchtigung empfangen und alles Böse gerächt werden, was die Hohenzollern unserem erhabenen Kaiserhause gethan haben."

„— Aber wie ist es mit Hannover?" fragte die Gräfin Frankenstein. — „Sollte nicht Gablenz mit seinen Truppen dort bleiben?"

„Man hat sich dort zu nichts entschlossen," sagte der Graf.

„Unglaublich!" rief die Gräfin Frankenstein und die Gräfin Clam fügte hinzu:

„Hat denn Graf Platen all' seine Freundschaft für Oesterreich vergessen?!" —

Die junge Gräfin Frankenstein seufzte.

„Was haben Sie, Comtesse?" fragte Graf Clam, — „unsere Damen dürfen nicht seufzen, wenn wir im Begriff stehen, zu Pferde zu steigen und unsere Degen für den alten Glanz Oesterreichs zu ziehen."

„Ich denke an die vielen Unglücklichen," sagte die junge Gräfin, „deren Blut fließen wird," — und ihr Blick richtete sich nach Oben, wie einem bestimmten Bilde folgend.

Ein Lakai öffnete die Thüre.

„Feldmarschalllieutenant Baron Reischach!"

Der Baron trat ein, lächelnd und heiter wie immer. Er begrüßte die Damen in seiner ritterlichen Weise mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten.

„Sie sind gewachsen, Comtesse Klara," sagte er scherzend zu der jungen Gräfin, — „diese Kinder wachsen uns wirklich über den Kopf!"

Er setzte sich und reichte Graf Clam die Hand.

„Nun," sagte er, „ihr Glücklichen, — ihr werdet bald in's Feld gehen?"

„Ich erwarte stündlich die Ordre zum Aufbruch."

„Wir alten Krüppel müssen zu Hause bleiben," sagte Reischach dumpf und ein Zug ernster Traurigkeit

zog über sein joviales Gesicht, verschwand aber bald wieder. — „Ich habe Benedek gesehen, ehe er nach Böhmen ging," sagte er dann.

„Ist er schon fort?" fragte die Gräfin Clam.

„Er ist fort," sagte der Feldmarschalllieutenant, „und befindet sich auf dem Wege, der zum Kapitol oder zum tarpejischen Felsen führt. — Er drückt das freilich anders aus, in seiner Manier, aber nicht minder treffend."

„Sagen Sie uns, wie er das ausdrückt," rief die Gräfin Clam, — „das ist gewiß wieder eins jener herrlichen Kraftworte, die Niemand so zu finden weiß, wie er."

„‚In sechs Wochen,' sagte er ganz nachdenklich," erwiederte Herr von Reischach, „‚bin ich entweder auf dem Postamentel — oder mi grunzt kein Hund an.'"

Alle lachten laut.

„Vortrefflich," rief die Gräfin Clam. — „Und glaubt er an das ‚Postamentel'?" fuhr sie fort.

„Nicht zu sehr," sagte Herr von Reischach. „Er scheint dem Geist und der Ordnung in der Armee nicht zu vertrauen — und sich selbst vielleicht auch nicht."

„Ueber sich selbst mag er urtheilen wie er will," rief der Graf Clam-Gallas lebhaft, — „was die Armee betrifft, so hat er kein Recht, ihr zu mißtrauen. Die

Armee ist vortrefflich und in musterhafter Ordnung — wenn freilich der Herr General Benedek die Offiziere und besonders die adligen Offiziere so behandelt, wie er das zu thun anfängt, und dem gemeinen Soldaten und Unteroffizier überall Recht gibt, dann wird die Ordnung auch nicht lange halten."

Und der Graf rückte heftig den Stuhl, an den er sich gelehnt hatte, zurück und schritt im Salon auf und ab.

„Es ist gewiß meine Sache nicht," sprach er etwas ruhiger nach einigen Augenblicken, — „Kaiserlicher Majestät Vorschriften zu machen über die Wahl Ihres Oberfeldherrn, — aber großes Vertrauen kann ich zu diesem Benedek und seiner Manier nicht haben. Was in dem Herzen des alten österreichischen Edelmanns lebt, davon hat er keinen Begriff — und seine sogenannten liberalen Prinzipien zerstören die Disziplin. Das mag gut sein für eine Armee wie die preußische, wo Jedermann Soldat ist — ich versteh' mich darauf nicht — aber für uns taugt es nichts — und am allerwenigsten taugt es, solche Neuerungen im Moment des Ausmarsches in einen großen Krieg anzufangen und fast am Tag vor der Schlacht in die ganze Armee die Opposition gegen ihre Offiziere zu bringen."

Der Graf hatte sehr erregt gesprochen.

Niemand antwortete und es trat eine augenblickliche Stille ein.

Der Feldmarschallieutenant von Reischach unterbrach dieselbe, indem er rief:

„Aber wissen Sie, meine gnädigsten Damen, schon das neueste große Ereigniß von Wien?"

„Nein," erwiederte die Gräfin Clam, „was ist es? — irgend ein großer Succès der Wolter oder eine neue Excentrizität der Gallmeyer?"

„Weit besser als das," erwiederte Herr von Reischach, — „ein sehr pikantes Duell."

„Ein Duell? und zwischen wem? Bekannte aus der Gesellschaft?" fragte die Gräfin Frankenstein.

„Unser kleiner Ulanenlieutenant Stielow," sagte Herr von Reischach, „und jener italienische Graf Rivero, dessen Sie sich wohl noch vom vorigen Jahre erinnern, den der Nuntius in die Gesellschaft einführte." —

„Das ist ja sehr merkwürdig," rief Gräfin Frankenstein, — „ist denn Graf Rivero wieder hier?"

„Seit gestern," erwiederte Herr von Reischach.

„Und in vierundzwanzig Stunden ein Rencontre mit Herrn von Stielow?" fragte Gräfin Clam.

„Es scheint," sagte Herr von Reischach, „daß eine Dame im Spiele ist. Sie haben wohl von der schönen Madame Balzer gehört, meine Gnädigsten?"

Die junge Comteſſe Frankenſtein ſtand auf und trat in den dunkleren Theil des Salons an einen Blumentiſch. Sie beugte ſich über die Blumen.

„Ich hörte den Namen dieſer Dame in Verbindung mit dem Herrn von Stielow nennen," ſagte Gräfin Clam.

„Es werden wohl ältere und neuere Rechte in Kolliſion gerathen ſein," bemerkte der Feldmarſchalllieutenant.

„Und iſt etwas Ernſtes vorgefallen?" fragte Graf Clam.

„Das habe ich nicht erfahren können," erwiederte Herr von Reiſchach, — „doch fürchte ich für unſern kleinen Stielow — der Graf Rivero war als vortrefflicher Schütze bekannt. — Wo iſt aber meine kleine Comteſſe geblieben?" unterbrach er ſich, indem er den Kopf wendete und in die Tiefe des Salons blickte.

Die junge Gräfin ſtand noch immer über die Blumen gebeugt.

Ihre Mutter richtete einen ſchnellen, beſorgten Blick dorthin.

Die junge Gräfin kehrte langſam in das Licht zurück. Sie hatte eine friſch erblühte Roſe in der Hand; ihre Züge waren ſtarr, ihre Lippen auf einander gepreßt.

„Ich habe mir eine Roſe gepflückt," ſprach ſie mit

einer leicht zitternden Stimme, „um meine Toilette zu vollenden.“

Und sie steckte die Rose an ihren Busen, indem sie sich wie mechanisch wieder auf ihren alten Platz setzte.

„Ah, ich vergaß die Soirée bei der Gräfin Wilczek,“ rief die Gräfin Clam, indem sie aufstand, „Sie werden sich vorbereiten wollen, — auch ich muß noch vorher nach Hause.“

„Ich erlaube mir, Sie zu begleiten,“ sagte Herr von Reischach, und Alle verabschiedeten sich bei der Gräfin Frankenstein.

Mutter und Tochter blieben allein.

Es entstand eine Pause.

„Mama,“ sagte die junge Gräfin, — „ich fühle mich nicht wohl und möchte zu Hause bleiben.“

Ein Blick voll Theilnahme und Sorge aus den Augen der Mutter traf die Tochter.

„Mein Kind,“ sagte sie, „ich bitte Dich, bedenke, was man sagen könnte und würde, wenn Du heute nicht erschienest, nachdem man Dich hier soeben gesehen!“

Die junge Dame stützte den Kopf in die Hand; ein leises Schluchzen durchdrang die Stille des Salons und ihre schlanke Gestalt zitterte, — Thränen fielen auf die frische Rose an ihrer Brust.

Der Lakai öffnete die Thüre.

„Der Herr Baron von Stielow!"

Tiefes Erstaunen malte sich auf den Zügen der Gräfin Frankenstein, während ihre Tochter sich lebhaft erhob — ein glühendes Roth zog über ihr Gesicht, dann fiel sie wieder auf ihren Sessel zurück, während die noch von Thränen schimmernden Augen sich starr nach der Thüre richteten.

Der Lakai nahm das Schweigen der Gräfin, die ohnehin um diese Stunde jeden Besuch anzunehmen pflegte, für eine bejahende Antwort und verschwand.

Herr von Stielow trat ein.

Er war vollkommen frisch wie immer, keine Spur von der Abspannung des Morgens lag auf seinen Zügen, nur war jene übermüthige und leichtsinnige Heiterkeit verschwunden, welche sonst von seinem Gesicht strahlte, — ein tiefer, fast feierlicher Ernst lag in seinem Wesen und aus seinen Augen leuchtete ein milder, ruhiger Glanz, der junge Mann war in diesem Ernst schöner als sonst.

Er näherte sich den Damen.

Die junge Gräfin schlug die Augen nieder und spielte mit ihrem Taschentuch.

Ihre Mutter empfing den Lieutenant mit vollkommen ruhiger Miene.

„Wir haben Sie lange nicht gesehen, Herr von Stielow," sagte sie, — „wo haben Sie herumgeschwärmt?"

„Der Dienst ist jetzt strenger als sonst, Frau Gräfin," sagte Herr von Stielow, „und läßt uns wenig freie Zeit, — der Krieg scheint beschlossen — da müssen wir uns schon ein wenig an die Strapazen gewöhnen."

„Soeben sprach uns Herr von Reischach von Ihnen," sagte die Gräfin.

„Was hat er erzählt," rief Herr von Stielow lebhaft, — „gewiß irgend eine boshafte Geschichte?"

Und sein Blick heftete sich auf die junge Dame, welche noch immer die Augen niedergeschlagen hielt und keine Bewegung machte.

„Er ließ uns etwas fürchten," sagte die Gräfin, — „was —" und sie warf einen Blick auf ihn, der seine ganze Gestalt umfaßte — „was, wie ich sehe, nicht der Fall ist."

Herr von Stielow lächelte, — aber er lächelte nicht, wie er sonst vielleicht nach einem glücklich überstandenen Duell gelächelt haben würde, — es war ein ernstes, glückliches Lächeln.

„Herr von Reischach beweist mir zu viel Theilnahme," sagte er, „und seine Besorgnisse, wenn er solche um mich gehegt, sind jedenfalls völlig unbegründet."

Die Gräfin Frankenstein warf einen raschen Blick auf ihre Tochter.

„Sind Sie heut Abend bei der Gräfin Wilczek?“ fragte sie.

„Ich bin dort noch nicht eingeführt,“ erwiederte Herr von Stielow in einem Ton, durch welchen ein leichtes Bedauern hindurchklang.

„Wenigstens werden Sie uns bis dorthin begleiten, nicht wahr?“ sagte die Gräfin, indem sie aufstand — „ich habe noch ein wenig an meiner Toilette zu ändern — meine Tochter ist fertig und wird Ihnen so lange Gesellschaft leisten.“

Herr von Stielow erhob sich und sprach mit glückstrahlenden Augen:

„Zu Ihren Befehlen, gnädigste Gräfin.“

Die Gräfin Frankenstein verließ den Salon, ohne auf den fast entsetzten Blick zu achten, den ihre Tochter ihr zuwarf.

Die beiden jungen Leute blieben allein. Eine kleine Pause trat ein. — Herr von Stielow näherte sich dem Sessel der jungen Dame.

„Gräfin Klara!“ sagte er mit leisem, innigem Ton.

Die junge Gräfin schlug ihre Augen auf und blickte ihn mit dem Ausdruck der Verwunderung an, indem ein schmerzlicher Zug um ihren Mund zuckte.

Das Licht fiel auf ihr Gesicht und ließ, als sie den Kopf erhob, ihre leicht gerötheten Augenlider sehen.

„Mein Gott!“ rief Herr von Stielow, „Sie haben geweint?“

„Nein,“ sagte die Gräfin mit fester Stimme, — „ich habe etwas Kopfweh und bat Mama schon, mich heute zu Hause zu lassen.“

„Gräfin Klara,“ sagte Herr von Stielow in demselben innigen Tone wie vorhin, „ich habe Ihnen noch eine Antwort zu geben auf eine Frage — eine Andeutung,“ fuhr er stockend fort, „am Schlusse unseres Gesprächs bei der Gräfin Mensdorff, — ich habe Sie seitdem nicht allein gesprochen —“

Die Comtesse unterbrach ihn:

„Ich glaube, daß jetzt nicht die Zeit zu Antworten ist — auf Fragen,“ fuhr sie mit einem halb höhnischen, halb traurigen Lächeln fort, — „die ich schon vergessen habe.“ —

„Ich habe sie aber nicht vergessen,“ sagte er ernst, — „und ich will auf Ihre Andeutung antworten.“

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

Ohne darauf zu achten, fragte er:

„Glauben Sie meinem Wort, wenn ich Ihnen dasselbe als Edelmann gebe?“

Sie schlug die Augen zu ihm auf und antwortete einfach:

„Ja!“

„Ich danke Ihnen für dieß Vertrauen, Gräfin Klara," sagte er, „nun, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich frei bin, frei wie die Luft und das Licht von jeder Fessel."

Ein Ausdruck von freudigem Staunen flog durch ihre Züge.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie leise.

„Doch, Sie verstehen mich, Gräfin Klara," rief er lebhaft, „aber ich habe nicht die volle Wahrheit gesagt — ich bin frei von jeder Fessel, die meiner nicht würdig ist — aber ich suche die Kette, die mich für immer an mein Glück fesseln soll — und die ich tragen darf, ohne zu erröthen."

Sie war in unbeschreiblicher Verwirrung. Ein kurzer, flüchtiger Blick ihres schnell wieder gesenkten Auges traf ihn, — aber er mußte in diesem Blick Alles gelesen haben, wonach er fragte, denn er trat mit glücklichem Lächeln einen Schritt näher zu ihr.

„Ich verstehe das Alles nicht," stammelte sie, — „Sie müßten mir erklären —"

„Erklären und erzählen," unterbrach er sie, „kann ich das Alles der fremden Dame nicht, — das könnte ich nur Derjenigen, die mir das Recht gäbe, ihr mein Leben zu weihen und keine Geheimnisse vor ihr zu haben." —

„Mein Gott, Herr von Stielow," rief sie in höchster Verwirrung, — „ich bitte Sie wirklich — erklären Sie mir —"

„Also Sie geben mir das Recht, Ihnen zu erklären —?"

„Das habe ich nicht gesagt," rief sie und erhob sich.

Sie machte einen Schritt nach der Thüre, durch welche ihre Mutter hinausgegangen war.

Er trat auf sie zu und ergriff ihre Hand.

„Eine Antwort, Klara!" rief er.

Sie blieb stehen und senkte den Kopf.

„Klara," rief er nochmals in innigem, leisem Ton — „Sie tragen eine frische Rose auf der Brust — in den Zeiten des Ritterthums gab die Dame Demjenigen, dessen Dienste, dessen Liebe und Hingebung für immer sie annahm, ein Zeichen, das als ein heiliger Talisman ihn in den Kampf und bis in den Tod begleitete. — Auch wir stehen am Vorabend blutiger Tage — Klara, wollen Sie mir die Rose geben?"

„Die Rose ist das Symbol der Reinheit und Wahrheit," sprach sie ernst.

„Also das Symbol dessen, was für Sie in meinem Herzen lebt und ewig leben wird," rief er — und mit bittendem Ton fügte er leiser hinzu — „Klara! — ich bin der Rose würdig."

Sie hob langsam das Auge zu ihm empor. Ein langer, tiefer Blick traf ihn. Dann hob sie die Hand, löste langsam die Rose von ihrem Busen und hielt die Blume zögernd und tief erröthend still vor sich, indem sie ihre Augen darauf senkte.

Er trat stürmisch auf sie zu, ergriff die Rose und bedeckte die Hand, welche sie ihm überließ, mit Küssen.

„Klara," sagte er fest und ernst, „diese Blume wird verwelken, aber das Glück, das Sie mir mit ihr geben, wird in meinem Herzen blühen, so lange es schlägt. — Dank Dir, gütiger Himmel," rief er dann, „ich habe meinen Stern gefunden!"

Und er zog sie sanft an sich.

Ohne ein Wort zu sprechen, lehnte sie den schönen Kopf an seine Brust und brach in leises Weinen aus.

Die Gräfin Frankenstein trat ein.

Bei dem Rauschen ihrer Robe erhob sich ihre Tochter lebhaft, eilte auf sie zu und schloß sie in ihre Arme.

Herr von Stielow näherte sich der alten Dame.

„Meine gnädigste Gräfin," sagte er, „ich kann nur wiederholen, was ich eben im Gefühl des höchsten Glückes Ihrer Tochter sagte: ich habe meinen Stern gefunden! Darf er den Himmel meines Lebens für immer erleuchten?"

Die Gräfin zeigte ein Erstaunen, in welchem sich eine gewisse Befriedigung nicht verkennen ließ.

„Ich überlasse die Antwort meiner Tochter," sagte sie, — „und genehmige ihre Entscheidung."

„Und was sagen Sie, Gräfin Klara?" fragte Herr von Stielow.

Die junge Dame reichte ihm die Hand.

„Nun, dann segne Sie Gott," sprach die Gräfin, indem sie ihre Tochter sanft von sich entfernte und auch ihrerseits dem jungen Mann die Hand reichte, welche dieser ehrerbietig küßte.

„Doch nun," rief die Gräfin, „müssen wir fort. Morgen erwarten wir Sie, Herr von Stielow — heute sollen Sie uns nur Ihren Schutz bis zur Gräfin Wilczek gewähren."

„O Mama," rief Comtesse Klara — „könnten wir heute nicht zu Hause bleiben?"

„Nein, mein Kind," sagte ihre Mutter, „man würde Glossen machen und Du weißt, ich liebe Alles in der gehörigen Form. Sie ist die Grundlage alles wahren und dauernden Glückes."

„Nun denn," rief Herr von Stielow, „bis morgen — mein neu aufgegangener Stern wird auch bis morgen die Nacht erleuchten!"

Seine Braut sah ihn lächelnd an. Es lag wie

eine halb besorgte, halb schelmische Frage in ihrem Blick. —

Er erhob die Rose, welche er noch in der Hand hielt, drückte sie an seine Lippen und barg sie dann unter der Uniform an seine Brust.

Die Gräfin klingelte. Ein Lakai brachte die Mäntel der Damen.

Herr von Stielow stieg mit ihnen in den Wagen und geleitete sie nach der Wallnerstraße zum Palais der Gräfin Wilczek.

Als er sich verabschiedet hatte, ging er träumerisch durch die abendlichen Straßen der Kaiserstadt.

Aus den hellerleuchteten Fenstern des Café Daun schallten laute, fröhliche Stimmen. Die an ihrem Vereinigungsorte versammelten Offiziere aller Waffen freuten sich der Kriegsaussichten und manche jubelnde Stimme tönte hier in die Nacht hinaus, die schon nach kurzer Zeit vielleicht für immer zu verstummen bestimmt war.

Herr von Stielow zögerte einen Augenblick vor dem Eingange des Café Daun.

Aber seine Stimmung paßte nicht zu der derben Fröhlichkeit seiner Kameraden.

Er ging weiter, — nachdenkend über Alles, was er heute erlebt, innerlich glücklich über die Lösung, welche der Zwiespalt in ihm gefunden.

So schritt er in Gedanken vorwärts über den Graben, die rothe Thurmstraße, und in süße Träumereien versunken folgte er dem Ufer der Donau.

Er kam in die Nähe der Aspernbrücke.

Ein Mann in dunklem Mantel trat auf ihn zu.

„Ei grüß' Gott, Herr von Stielow," rief er, den jungen Offizier begrüßend, „Sie gehen ja hier umher, als wären Sie Philosoph geworden und wollten den Stein der Weisen suchen!"

„Guten Abend, lieber Knaak," erwiederte der Lieutenant und reichte dem bekannten und beliebten Komiker des Karltheaters die Hand. — „was führt Sie hieher, — das Theater muß ja eben aus sein?"

„Ich habe heute nicht gespielt," erwiederte Knaak, „und wollte eben nach dem Hotel de l'Europe gehen, wo alle unsere Leute sich zusammenfinden. Gehen Sie mit — und lachen Sie ein wenig mit uns."

Herr von Stielow besann sich einen Augenblick. Nach Hause zu gehen widerstrebte ihm — für ernste Unterhaltung war er zu erregt, — wo konnte er besser die Abendstunden verbringen, als inmitten dieses heiteren Völkchens, das in fröhlichem Leichtsinn und heiterer Natürlichkeit eine ewig junge Welt in dem ernsten Leben sich schuf?

Er legte seinen Arm in den des Schauspielers und sagte:

„Gut, lieber Knaak, ich begleite Sie und will sehen, wie der Humor des Karltheaters sich mit der kriegerischen Zeit abfindet."

„Mein lieber Herr von Stielow," erwiederte Knaak — „unseren Humor zu zerstören, dazu würden alle Krupp'schen Kanonen und alle Zündnadelgewehre nicht ausreichen, — das heißt," fügte er ernst hinzu, „wenn wir in corpore zusammen sind, ich für meine Person bin oft recht trübe gestimmt — denn ich bin Norddeutscher von Geburt und meine Jugenderinnerungen liegen dort oben, — und jetzt bin ich von Herzen Wiener und Oesterreicher, — der bevorstehende Krieg macht mir das Herz schwer!"

„So wird es Vielen gehen," antwortete Herr von Stielow — „auch meine Heimat liegt im Norden — es ist ein trauriger Krieg — wenn ich auch als Soldat mich darüber freuen muß, daß dieser Säbel, der so lange über das Straßenpflaster gerollt ist, endlich einmal eine ernste Thätigkeit finden soll."

Ein leichter Seufzer schien mit dieser soldatischen Freude über den Krieg nicht ganz zu harmoniren — vielleicht dachte er an den eben aufgegangenen Stern seines Lebens und wie er so schnell in blutiger Wolke verschwinden könne.

Sie waren vor das große Hotel de l'Europe ge-

kommen, welches mit dem Hotel zum Kronprinzen die ganze Länge der Asperngasse einnimmt.

Durch das große Thor traten sie in die weiten Räume des Restaurants dieses Hotels, durchschritten dieselben und gelangten vor eine verschlossene Thür, aus welcher laute Stimmen und fröhliches Gelächter ihnen entgegenschallten.

Knaak öffnete diese Thür und trat mit Herrn von Stielow in einen nicht zu großen, viereckigen Saal, mit Jagdbildern und Hirschgeweihen geschmückt, in dem eine bunte Gesellschaft um eine Tafel versammelt war, auf welcher ein kaltes Souper stand und durch die bereits in seinem Arrangement vorhandenen Lücken von den kräftigen Angriffen zeugte, welchen es von den Anwesenden ausgesetzt gewesen.

Auf der Tafel stand eine große Bowle mit duftendem Punsch; einzelne silberne Kühler, mit Eis gefüllt, zeigten die weißen Köpfe der darin stehenden Champagnerflaschen.

In der Mitte der Gesellschaft, welche diese Tafel umgab, saß die launige Königin des Karltheaters, der verzogene und oft ungezogene Liebling des wiener Publikums, Fräulein Josephine Gallmeyer.

Neben ihr saß der alte Grois, ihr besonderer Freund, der Letzte aus der Nestroy'schen Zeit, — ein ziemlich

ſtarker Mann mit groben Zügen, denen er aber die feinſten Nuancen des Ausdrucks zu geben verſtand, und einer Stimme voll unendlich komiſcher Modulation.

An der Seite des Tiſches ſaß einſam und nachdenkend der junge Komiker Matras, mit ſeinem feinen, intelligenten Geſicht, welcher im heutigen Bühnenleben der Repräſentant des alten, echten wiener Humors iſt; neben ihm befanden ſich in eifrigem Geſpräch Fräulein Schwöder, eine junge ſchwarzäugige Sängerin, und der Doktor Herzel, Redakteur und Kritiker, ein nicht großer Mann mit ſcharfem, klugem Geſicht.

Der Eintritt Knaak's und des Herrn von Stielow wurde mit lautem Jubel von Seiten der Fräulein Gallmeyer begrüßt.

Sie nahm einen in ihrer Nähe liegenden Champagnerkork, warf ihn dem Eintretenden entgegen und rief:

„Gott ſei Dank, daß ein paar vernünftige Menſchen daher kommen. — Geh' her, Knaak, ſetz' Dich zu mir, und Sie, Herr von Stielow, da gegenüber, daß ich Ihre Uniform ſehen kann, die mir gefällt — ich konnt's halt nit mehr aushalten in dieſer langweiligen Geſellſchaft, der Matras da ſitzt und ſagt gar nichts — und die Schwöder und der Doktor, die ſitzen da nebeneinander wie ein paar ineinandergezogene Handſchuhe, und da hat mir denn dieſer würdige Grois" — ſie ſchlug den

alten Komiker derb auf die Schulter — „eine moralische Vorlesung gehalten — Sie können sich halt denken, wie amüsant das ist."

Sie ergriff eine Champagnerflasche und schenkte Knaak, der sich neben sie gesetzt, ein großes Glas voll der perlenden Flüssigkeit ein.

„Da, trink' das aus," rief sie lustig, „damit Du in Humor kommst."

„Meiner Seel'," unterbrach sie sich, indem sie Herrn von Stielow ansah, der sich ihrer Aufforderung gemäß ihr gegenübergesetzt hatte, — „meiner Seel', Herr von Stielow, was sind Sie heut schön — Ihnen muß was besonders Gutes passirt sein, — Sie strahlen ja ordentlich!"

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Stielow," sagte Knaak, „die Pepi verliebt sich in Sie und dann müssen Sie daran glauben, denn bei der heißt's:

„Wenn mir ein Kavalier gefällt,
Da hilft kein Widerstreben!"

Fräulein Gallmeyer schlug Knaak auf den Mund und rief:

„Das hat gute Wege, solche schwärmerische Leut', wie der Stielow heut aussieht, kann ich nicht gebrauchen, — i wett', daß in seinem Herzen kein Platz mehr ist. Uebrigens," fuhr sie mit großem Ernst fort, — „ver-

lieb' ich mich nit mehr so leicht, ich muß erst den Taufschein seh'n von meinem Gegenstand!"

„Warum denn das?" fragte Herr von Stielow.

„Sie will erst wissen, ob er majorenn ist und frei über sein Geld verfügen kann," sagte Matras.

„Der Matras denkt nur immer an's Geld, just weil's ihm wieder fehlt," rief sie, — „aber nein, das ist's nit. — Schaun's" fuhr sie abermals mit großem Ernst fort, „i hab' mir fest vorgenommen, daß ich und mein Schatz zusammen niemals älter als fünfzig Jahr sein dürfen — und da muß i denn, je älter ich werd', immer ein'n jüngern Schatz haben und mich vergewissern, ob er auch nicht mehr Jahre hat, als auf ihn fall'n bei der Theilung. 'S ist nun 'mal mein Grundsatz, und davon geh' i nit ab."

Alle lachten.

„Dann wirst Du bald zu einem Wickelkind kommen," bemerkte der alte Grois trocken.

„Papa Grois," rief die Gallmeyer, „thu' mir den Gefallen und mach nicht so schlechte Witze, i hab' genug vom Wickelkind als ‚lustige Person'."

„Aber wo bleibt die Grobecker?" fragte Knaak.

„Sie zankt sich mit ihrem Herzog," sagte Doktor Herzel.

„Warum schon wieder?"

„Sie behauptet, er mache der kleinen Jägerpepi d. Hof — und das will sie nicht haben."

„Was das für eine Passion ist!" rief die Gallmeyer. — „Bald werden im Karltheater nur noch die Herzoginnen und die Fürstinnen spielen. — Nun meinetwegen, i bleib' halt die Pepi Gallmeyer."

Und sie sang:

„Mei Mutter is a Wascherin,
A Sängerin bin i;
Mein Schatz thu' i lieben,
Und gewaschen bin i."

„Ja, das ist wahr," sagte Grois, „zur Herzogin bist Du verdorben. Wißt ihr, was sie neulich gemacht hat?" fragte er. — „Der Herzog della Rotonda gab uns Allen ein großes Souper in seinem Hotel. Es war Alles fürstlich und die Lakaien in weißen Strümpfen servirten uns die feinsten Sachen. Die Pepi gähnte einmal über das andere — endlich fragte sie: ‚Herr Herzog, wo ist hier die Schwemme? i halt's nit aus, 's ist mir zu fein hier!'"

„Was ist Schwemme?" fragte Herr von Stiekow.

Das ist ein wiener Ausdruck," sagte Knaak, „für den Restaurant zweiten Ranges, der sich in jedem Hotel hier befindet und in welchem die Domestiken der Reisenden beköstigt werden —"

„Und wo es noch viel tausendmal amüsanter ist,

als bei dem alten langweiligen Herzog mit seinen silbernen Leuchtern und seinen storchbeinigen Lakaien," lachte Fräulein Gallmeyer.

Die Thüre wurde lebhaft geöffnet.

Eine junge, schöne Frau trat lebhaft ein, ein Zeitungsblatt in der Hand.

Es war die damals beim Karltheater engagirte jetzige Sängerin der Oper, Frau Friedrich-Materna.

„Wißt ihr's schon?" rief sie lebhaft, „der Krieg ist erklärt oder so gut wie erklärt — hier steht's in der Abendpost — unser Gesandter ist von Berlin abgerufen und die Armee in Böhmen ist marschfertig."

„Da haben wir's," rief die Gallmeyer, — „hin ist das lustige Wien — und," fügte sie hinzu, indem ihr Blick mitleidig zu Herrn von Stielow hinüberflog — „wie viel schöne junge Leut' werden da wieder todtgeschossen werden!"

Der alte Grois erhob das Haupt.

„Da müssen wir etwas Patriotisches in unserem Theater machen — nach alter guter wiener Art, — das bloße Possenspiel taugt nicht, wenn da draußen das blutige Trauerspiel losgeht."

Doktor Herzel stand auf.

„Ich muß zur Redaktion," sagte er mit einiger Wichtigkeit und nahm seinen Hut.

Ein Kellner trat ein.

„Der Herr Baron von Stielow?" fragte er.

„Was gibt's?" rief der junge Offizier.

„Ihr Diener ist da mit einer Ordonnanz, die Sie überall gesucht hat."

„Der Dienst," rief Herr von Stielow und erhob sich.

„Leben Sie wohl, meine Herrschaften — Ihr Wohl, Fräulein Pepi!"

Er leerte ein Glas Punsch und verließ das Zimmer.

Ein Gefreiter in Kürassieruniform überreichte ihm ein dienstlich gesiegeltes Papier.

Der junge Offizier öffnete es. Ein freudiger Stolz leuchtete aus seinem Gesicht.

„Ordonnanzoffizier des Generals Gablenz!" rief er freudig.

„Wo ist der General?" fragte er.

„Im Hotel zur Stadt Frankfurt, Herr Lieutenant!"

„Es ist gut, — ich komme!"

Und mit raschem Schritt eilte er abermals dem Ufer der Donau entlang der innern Stadt zu, — nicht träumerisch, wie er gekommen war, sondern das Haupt stolz, den Blick leuchtend, die Lippe lächelnd, schritt er dahin, indem sein Säbel klirrend auf dem Pflaster nachschleppte.

Plötzlich mäßigte er seinen Schritt. Eine Wolke zog über seine Stirn.

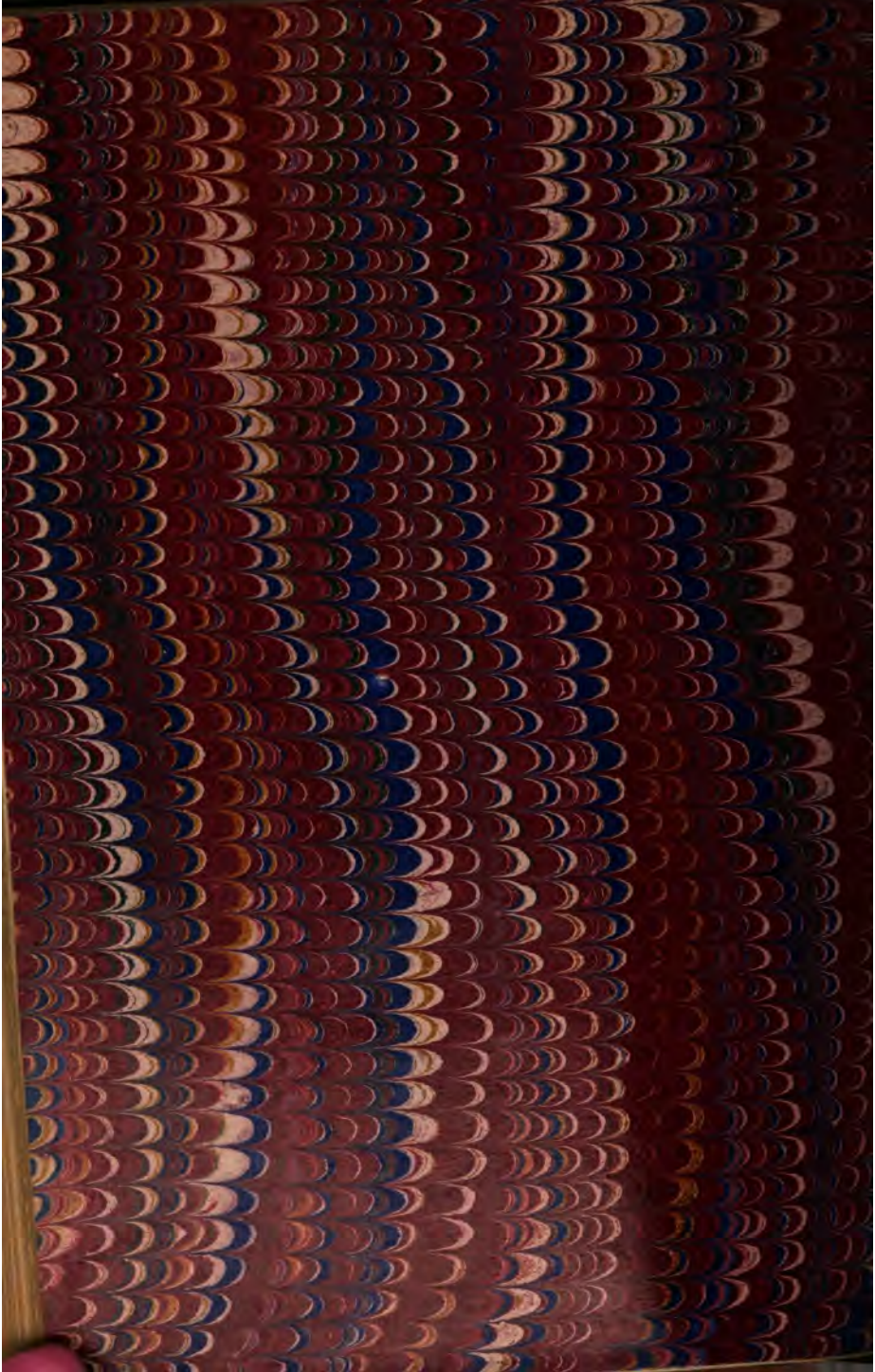
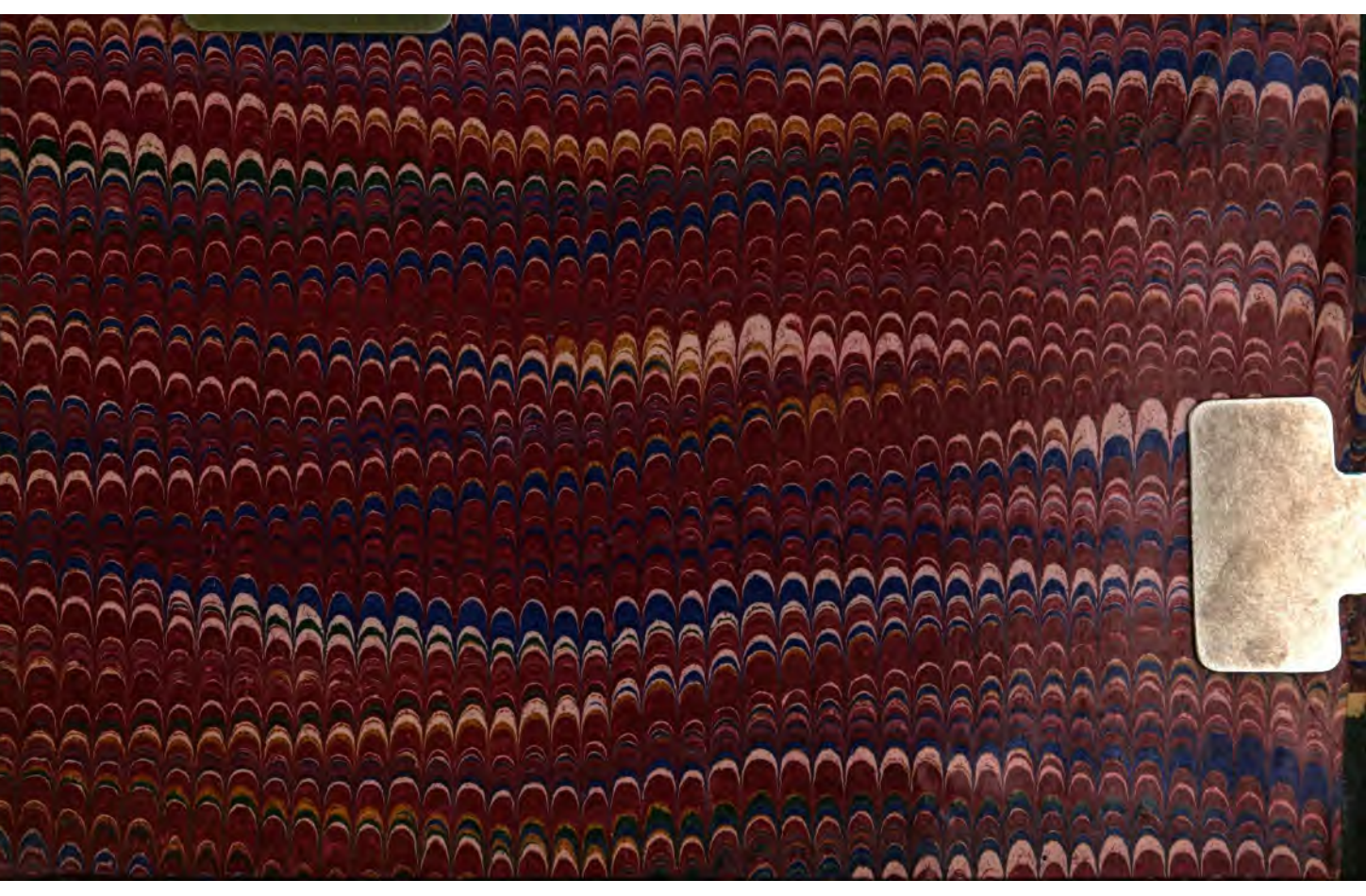
„So geht es denn hinaus in den frischen, fröhlichen Krieg, dem alle Soldatenherzen entgegenschlagen, und an der Seeite dieses Generals, auf den jeder österreichische Reiter mit Stolz und Bewunderung blickt — und doch — welch' ein kaum erblühtes Glück lasse ich hier — werde ich es jemals wiederfinden?"

Langsamer wurde sein Schritt, bis er fast stehen blieb, und in Sinnen verloren blickte er zu den Wellen der Donau hinab, in denen sich die glänzenden Lichter der Brücken flimmernd wiederspiegelten.

„Hier oben das strahlende Licht," murmelte er, — „dort unten die Kälte, das Grauen, der Tod!" —

Mit schneller Bewegung fuhr er aus der Träumerei auf. —

„Was wäre die Liebe," rief er, „wenn sie uns feig und traurig machte! Nein, meine süße Geliebte, stolz und muthig will Dein Ritter sein und Dein Talisman soll ihm Glück bringen."

Und er zog die Rose von seiner Brust hervor und drückte die Lippen darauf. Dann ging er wieder schnellen und freudigen Schrittes vorwärts und mit lächelnder Lippe summte er vor sich hin:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"